H. Ref. 375 t

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Evangelische
Missionsgeschichte
in
Biographieen.

Von

Reinhold Vormbaum.

Erster Band. — Erstes Heft.

John Eliot, der Apostel der Indianer Nordamerikas.

Düsseldorf, 1849.

Verlag der Schaub'schen Buchhandlung. (W. H. Scheller.)

177-Gz

John Eliot,

der

Apostel der Indianer Nordamerikas.

Nach seinem Leben und Wirken

dargestellt

von

Reinhold Vormbaum.

Düsseldorf, 1849.

Verlag der Schaub'schen Buchhandlung.

(W. H. Scheller.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Nur ein Weniges hat der Verfasser diesem Buche vorauszuschicken. Der Leserkreis, welchen es sich wünscht, bedarf eigentlich keines Vorwortes. Bei Freunden und Freundinnen des Reiches Gottes auf Erden muß es sich selbst rechtfertigen.

Aber ist's denn gerathen, in einer Zeit, wie diese ist, mit einem Buche, wie diesem, hervorzutreten? Ich habe darauf nur die Antwort und Bitte: Diejenigen, welche so fragen möchten, mögen das Buch unbeachtet liegen lassen; für sie ist es nicht geschrieben worden. Wer in diesen Tagen, in denen so Vieles gedruckt und gelesen wird über bestehende oder erträumte Reiche dieser Welt, das Herz für die großen Thaten des Herrn in Seinem Reiche verloren hat; wer daheim in das tausendfältige Hosianna dem Sohne Gottes, das aus ferner und fernster Heidenwelt zu uns herüberschallt, nicht mit einstimmen kann oder mag, der mag auch an dem Inhalte dieser Schrift keinen Gefallen finden. — Groß sind die Werke des Herrn, aber nur der, welcher ihrer achtet, hat eitel Lust daran. —

Das aber wäre dieses Buches köstlichster Gewinn, wenn die der Werke des Herrn achtenden Leser im geliebten deutschen Vaterlande etwas von dem Segen erführen, mit welchem Er Seine Wege in der Heidenwelt bezeichnet hat;

wenn sie darin ein Zeugniß fänden von der Wahrheit, daß Freiheit, Glück, Licht und Recht einem Volke nur da erblühen kann, wo sich dem Heilande der Welt die Kniee beugen. — Es sind in den letzten Jahren vornehmlich in England und Deutschland vortreffliche Missionsschriften erschienen. Dahin rechne ich außer den umfassenderen Werken, den größern Lebensbeschreibungen und den Tagebüchern der Heidenboten, auch die von der *Religious Tract Society* in London herausgegebenen Biographieen. Die deutschen Werke sind bekannt. Ich habe sie, so weit ich vermochte, benutzt und werde sie benutzen.

Uebrigens ist nur das dieses Buches Meinung und Zweck, die Geschichte unserer Missionen so darzustellen, wie sie zur Erbauung und Glaubensstärkung der evangelischen Gemeinde dienen könnte. Ich knüpfte sie an das Leben der Glaubensboten, weil Jedermann weiß, wie gern sich unsere Gemeinden an dem Missionsgeiste, wie er sich in den hervorragendsten Persönlichkeiten ausgeprägt hat, erbauen.

Wenn man dem Verfasser sagen wollte, wo und was zu bessern sei, so würden solche Rathschläge den folgenden Heften zu Gute kommen. So Gott will, soll der erste Band, aus sechs Heften bestehend, noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

So gehe denn das Buch aus in die deutsche Missionswelt! Der Herr wolle es, so Viel oder so Wenig Ihm gefällt, zu Seines Namens Ehre und Ruhm gebrauchen!

Düsseldorf, im Juni 1849.

R. Vormbaum.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Die Anfänge der evangelischen Missionen. — John Eliots Leben bis zu seinem ersten Missionsversuche unter den Indianern Nordamerikas 1

Zweites Kapitel. Die Indianer Nordamerikas. — J. Eliots erste Missionsreisen 18

Drittes Kapitel. Unsere Freude 32

Viertes Kapitel. Naticke, die Indianerstadt 44

Fünftes Kapitel. Die Gehülfen der Freude 59

Sechstes Kapitel. Die Verwüstung. — Eliot's letzte Tage und Tod 78

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der evangelischen Missionen. — John Eliots Leben bis zu seinem ersten Missionsversuche unter den Indianern Nordamerikas.

Dürft ihr, die mit Erbarmen
Des Himmels Strahl beschien,
Den nachtumhüllten Armen
Des Lebens Licht entziehn?
O Gnadenheil! o Gnade!
Die holde Botschaft bringt —
Bis fernstes Meergestade
Messias Namen singt.

Die evangelische Kirche hat in ihrem ersten Jahrhundert wenig daran gedacht, das in ihr aufgegangene Licht des reinen Evangeliums auch denen leuchten zu lassen, die da in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen. Man hat ihr wohl dies und das zur Entschuldigung gesagt: wenn das eigene Haus brenne, so meinte man, habe man sich um den Brand des Nachbarhauses nicht zu bekümmern. Das ist so eine gemeine Rede in der Welt, die man auch wohl noch heute zu hören bekömmt. Ich glaube, lieber Leser, daß das Evangelium in heiliger Schrift nicht Ja und Amen dazu sagen kann. Das ist freilich unbestreitbar wahr, daß unsere theuere evangelische Kirche damals viel mit sich selbst zu thun hatte, daß ihre Hauptarbeit dem innern Aufbau gewidmet bleiben mußte. Aber gestehen wir nur unsere Schuld: in der Kirche gab es keine betenden, keine gebenden Missionsherzen. Die sind nun einmal das Haupterforderniß zu einer gesegneten Missionsthätigkeit. Herzen, welche in Liebe brennen für das Heil der armen, unglücklichen Heidenwelt, muß die Mission haben, nicht bloß un-

ter denen, welche hinausziehen mit der Predigt des Gekreuzigten, sondern auch unter denen, die daheim im Vaterlande das Reich Gottes fördern wollen. Und wo die nicht sind, da mag das Wort Gottes nicht laufen.

Vergebens hatte schon Luther auf die Pflicht der Heidenbekehrung hingewiesen; sein Wort verhallte vor den Stürmen, welche die evangelische Kirche bewegten. Unser Glaubensvater mag noch heute von den Missionsfreunden gehört werden, darum will ich seine Worte hieher setzen. „Lobet den Herrn alle Heiden," sagt der theuere Gottesmann in der Auslegung von Psalm 117, „das ist so viel gesagt, daß Gott nicht allein der Juden Gott sei, sondern auch der Heiden, und nicht eines kleinen Theiles, sondern aller Heiden. Zwar haben die Juden allein die Ehre, daß sie der heiligen Erzväter Kinder sind; aber die Ehre haben sie nicht allein, daß sie Gottes Kinder und seines Himmelreiches Erben sind, sondern dieser Psalm singt und zeugt, daß die Heiden auch gleich dieselbe Ehre haben. Denn so alle Heiden sollen Gott loben, so muß das zuvor da sein, daß er ihr Gott sei worden. Soll er ihr Gott sein, so müssen sie ihn kennen und an ihn glauben und alle Abgötterei fahren lassen, sintemal man Gott nicht loben kann mit einem abgöttischen Munde oder mit ungläubigem Herzen. Sollen sie glauben, so müssen sie sein Wort zuvor hören und dadurch den heiligen Geist kriegen, der ihr Herz durch den Glauben reiniget und erleuchtet. Denn man kann zum Glauben nicht kommen noch den heiligen Geist erlangen, es muß das Wort zuvor gehört werden, wie St. Paulus sagt Röm. 10: wie sollen sie glauben, von dem sie nichts gehört haben? Gal. 3: Ihr habt den Geist empfangen durch die Predigt vom Glauben. Sollen sie sein Wort hören, so müssen Prediger zu ihnen gesandt werden, die ihnen Gottes Wort verkündigen." Hier noch ein ähnliches Wort des Reformators aus seiner Auslegung des Evangeliums am Himmel-

fahrtstage: „Prediget das Evangelium aller Kreatur. Das ist die Meinung, daß das Evangelium eine gemeine öffentliche Predigt soll sein für Jedermann, in keinem Winkel getrieben, sondern frei an allen Orten soll geprediget werden, wie denn geschrieben steht im Psalm: es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre; ihre Richtschnur ist ausgegangen in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende. Welcher Anfang und Ausgang durch die Apostel angefangen ist, aber noch nicht vollbracht und hinkommen, da es hin soll. — Weil er spricht: gehet hin in alle Welt und prediget aller Kreatur, so will er Niemand ausgeschlossen haben, sondern zeiget, daß alle Welt von dieser Lehre nichts weiß noch hat. Darum ist hiemit alle Welt zur Schule geführt, daß sie dies soll hören und lernen. — Ueberall muß das Evangelium hinkommen und an allen Orten und Winkeln der Welt erschallen; und dies ist ein gemeiner Befehl, das Evangelium allethalben und allen Menschen zu predigen; also ist dieses ein gemein Gebet und Gottes Befehl, daß alle diesem Worte glauben sollen."

Als den ersten evangelischen Missionsversuch kann man ansehen, was im Jahre 1556 die evangelischen Christen in Genf in Verbindung mit einigen Glaubensbrüdern Frankreichs für die Pflanzung des Christenthums in Brasilien gethan haben. Der fromme Admiral Coligny war von einem französischen Edelmanne Villegagnon, welcher durch mannigfache Widerwärtigkeiten genöthigt, den Entschluß gefaßt hatte, sich eine neue Heimath zu suchen, um seine Unterstützung gebeten worden. Coligny hatte ihm seine Hülfe zugesagt, und so hatte Villegagnon sich im Jahre 1555 nach Brasilien begeben. Nicht weit von Rio de Janeiro ließ er sich auf einer kleinen Insel mit den Seinen nieder. Es wurde ein Fort angelegt, welches den Namen des französischen Admirals trug. Um neue Ansiedler für die junge Niederlassung zu gewinnen, wandte sich Ville-

gagnon an die evangelischen Brüder in Genf mit der Bitte, ihm gläubige Männer zu senden, welche insbesondere die Verbreitung des evangelischen Christenthums unter den Wilden betreiben möchten. Die Genfer thaten das: zwei fromme Geistliche, Peter Richer und Wilhelm Chartier nebst zwölf gläubigen Handwerkern verließen im September 1556 ihr Vaterland, um sich in Fort Coligny neue Hütten zu bauen. Nach langer gefahrvoller Reise erreichten sie am 7. März 1557 die Kolonie. Mit Gebet begrüßten sie den neuen heimathlichen Boden. Wie groß war ihre Hoffnung auf eine reich gesegnete Wirksamkeit, als Villegagnon ihnen mit der größten Freundlichkeit entgegenkam, als er erfreut über ihre Ankunft mit gefalteten Händen ausrief: „Herr Gott, ich danke dir, daß du mir nun gesandt hast, was ich seit so langer Zeit mit solcher Inbrunst von dir begehrt habe.“ Aber wie bald sahen sich die Glaubensboten in ihren Erwartungen getäuscht! Sie sollten in dem Franzosen einen Verräther und Betrüger kennen lernen. Kaum hatten sie ihre Arbeit begonnen, als Villegagnon sie auf jede mögliche Weise zu drücken und zu bedrängen suchte. Ja, es ward offenbar, daß er ein Feind des evangelischen Bekenntnisses sei und ihren Tod beschlossen habe. Daher sahen sie sich genöthigt, Fort Coligny zu verlassen und sich ein neues Missionsfeld zu suchen. Sie fanden es auf dem benachbarten Festlande von Brasilien. Zwei Monate sind sie unter den dortigen Eingebornen thätig gewesen, aber mit ihrer Wirksamkeit wollte es so recht nicht fort. Sie sehnten sich nach ihrer Heimath zurück. Es bot sich ihnen eine Gelegenheit zur Heimreise. Ein Schiff, welches nach Brasilien gekommen war, um Färbeholz zu holen, wollte sie nach Europa zurückführen. Villegagnon, welchen man als den Vizekönig des Landes ansah, gab dazu die Erlaubniß. Was dieser Betrüger mit den evangelischen Brüdern vorgehabt, ist später kund geworden. Dem Kapitain des Schiffes gab er ein versiegeltes Kästchen mit. Das

sollte er dem Richter des ersten französischen Hafens, in welchen er einlaufen würde, übergeben. Du fragst, was dies enthalten habe? Es waren die Akten eines gegen die Missionare eingeleiteten Prozesses, nach denen sie als Ketzer den Feuertod sterben sollten.

Am 4. Januar 1558 traten sie die Heimreise an. Aber eben hatten sie die Anker gelichtet, als ihnen neue Lebensgefahr drohete. Das Schiff war in einem so schlechten Zustande, daß man fürchten mußte, es werde versinken. Diejenigen, welche nicht den Muth hatten, auf so unsicherem Fahrzeuge die Seereise fortzusetzen, kehrten wieder um und suchten bei Villegagnon Aufnahme. Der hat sie ihnen auch gewährt, doch nur, um sich ihrer desto gewisser zu entledigen. Drei von ihnen starben in den Wellen des Meeres den Märtyrertod, als sie gewagt hatten, auf Grund der heiligen Schrift einige ihnen vorgelegte Fragen zu beantworten.

Die übrigen Glaubensbrüder hatten unterdessen ihre Reise fortgesetzt. Sie haben auf derselben große Gefahren und Nöthe überstehen müssen. Am 26. Mai 1558 erreichten sie die französche Küste; von da sind sie in ihre Heimath zurückgekehrt. So endigte der erste Missionsversuch der evangelischen Kirche.

Nicht lange nachher machte der König von Schweden, Gustav Wasa, Anstalten, unter seinen heidnischen Lappländern, welche im Norden Europas wohnen, das Evangelium verkündigen zu lassen. Die Lappen, so lautete ein königlicher Befehl, sollten bei der Abgabe ihres Tributs eine Predigt hören, von ihrem Glauben Rechenschaft ablegen und ihre Kinder taufen lassen. Auch sorgte Gustav für christliche Prediger. Mich. Agricola, Benedict und Jonas Buräus sind die bekanntesten unter ihnen. Die Nachfolger Gustavs haben die begonnene lappländische Mission weiter gepflegt. König Karl IX. ließ den Lappen Kirchen bauen, aber der Segen, welcher für sie daraus entstand, ist nicht groß gewesen. Es

wurde in ihnen schwedisch gepredigt, und die Predigt wurde dann Satz für Satz von unkundigen Dolmetschern übersetzt. Auch Gustav Adolf begünstigte das Missionswerk unter den Lappen: durch seine Fürsorge wurden christliche Schulen angelegt. Im Jahre 1675 war die Zahl der christlichen Kirchen auf dreizehn gestiegen.

Wie die schwedischen Könige, so hatten auch die dänischen Herrscher unter den ihrem Scepter unterworfenen Lappen das Evangelium predigen und christliche Kirchen erbauen lassen. Das Christenthum hat aber dadurch keinen rechten Fuß fassen können. Die ausgesendeten Prediger haben wenig Erfolg von ihren freilich nicht sehr großen Anstrengungen gesehen. Und wenn sie denn einmal einen Lappen zur Annahme des Evangeliums bereit fanden, so geschah das meist aus äußern Rücksichten und Beweggründen. Daher konnte es geschehen, daß der Christengott neben den heidnischen Götzen angebetet wurde. War ein Kind getauft, so wurde die Taufe durch ein besonders dazu angestelltes Weib abgewaschen. Ja, diese lappländischen Christen baten erst ihre heidnischen Götter um Vergebung, wenn sie zum Tische des Herrn gehen wollten. Die geweihete Hostie gebrauchten sie als Zaubermittel. Nichtwahr, wo 's so stand, da war doch sicherlich Nichts von christlichem Leben und Wesen anzutreffen.

Obgleich die lappländische Mission von Dänemark nie aufgegeben wurde, so hat sie doch vor dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu rechter Blüthe kommen wollen. Erst der treffliche Thomas von Westen, (gest. 9. April 1727), von dessen Wirksamkeit ich dir ehestens berichten will, hat in treuer Liebe an den Seelen des nordischen Volkes mit Erfolg gearbeitet. Sein Werk ist gesegnet gewesen bis auf diesen Tag. Die evangelische Kirche ehrt in ihm den Apostel der Lappen.

Ich möchte dir gern noch mehr aus dem ersten Jahrhundert unserer Kirche erzählen: aber das ist seine ganze Missionsgeschichte. Da hat man denn wohl seine Gedanken darüber. Machst du dir die, so würde aus der unendlichen Schuld ein großer Segen fließen, wenn auch du dich jetzt angetrieben fühltest, das Versäumte an deinem Theile durch inbrünstigere Gebete und freudigere Handreichung wieder gut machen und nach Vermögen beizutragen zum Aufbau Zions in der Heidenwelt.

Aus dem folgenden siebenzehnten Jahrhundert können wir schon mehr berichten. Das Missionsgewissen der evangelischen Christenheit fängt wenigstens an sich zu regen. Die Stimmen für das heilige Werk treten kräftiger auf. Selbst den Fürsten auf dem Throne geht das Elend der Heiden nahe. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha (1601 bis 1675) ist ein solcher Missionsfreund auf dem Throne gewesen.

Namentlich war es der gottselige Christian Scriver, welcher das Missionsgewissen der Evangelischen aufgeweckt hat. „Ihr rühmt euch," sagt er in seinem geistlichen Seelenschatze, „des Glaubens? Wo ist die erstgeborne Tochter des Glaubens, die eifrige Liebe? Was habt ihr bisher um Christi Ehre und Lehre willen gethan und gelitten? Sehet, es sind noch viel Ungläubige in der Welt, die Gott in Christo nicht recht erkennen, die den verführerischen Geistern anhangen, deren Verstand verfinstert ist. Ich rede von den Heiden, Juden, Türken, Tartaren und anderen barbarischen Völken. Wie gedenket ihr an sie? Mit was für Ohren und Herzen pfleget ihr von ihnen zu hören? Entbrennet ihr auch wohl im Geiste, wenn ihr müsset annehmen, daß noch so viel tausendmal tausend Seelen auf Erden sind, welche euern und ihren Erlöser noch nicht kennen und anbeten? Rufet ihr Gott täglich an, daß er sich ihrer endlich in Gnaden erbarmen und sie aus der Finsterniß an's Licht, aus dem Tode an's Leben bringen wolle? Sehnet sich

wohl auch euer Herz, daß ihr selbst, wenn's möglich wäre, wolltet solchen verblendeten Leuten Christum predigen, wenn ihr schon Armuth, Ungemach, Schmach, Trübsal und den Tod darüber leiden solltet? Bittet ihr auch Gott, daß er treue, geistreiche und eifrige Leute erwecke, und sie als Apostel zu solchen Nationen senden und seines Sohnes Gnadenreich unter ihnen aufrichten wolle? O wie wenig mögen sein, die hieran gedenken, sich um solche Leute bekümmern? Es sind leider die Christen emsig genug gewesen, durch Schifffahrt, Handel und Wandel, der Ungläubigen Länder zu besuchen und ihr Gold, Silber und andere Schätze an sich bringen. Wie wenig aber ist man darauf bedacht gewesen, daß man ihnen den Seelenschatz des Evangelii von Christo wiederum mittheilen möchte. — Nun, ihr christlichen Seelen, erwäget die Sache fleißiger und betet mit mehr Nachdenken die Worte der Litanei: „den Satan unter unsere Füße treten, treue Arbeiter in deine Ernte senden, deinen Geist und Kraft zum Wort geben, aller Menschen dich erbarmen. Erhör' uns, lieber Herre Gott."

Andere Gottesmänner schlossen sich diesen Stimmen an; sie wurden gehört, aber nicht befolgt. Wenn man will, so kann man den Freiherrn Justinian Ernst von Wels aus Oesterreich den ersten deutschen Missionar nennen. Im Jahre 1664 legte er seinen Glaubensbrüdern einige Missionsfragen vor. „Ist es recht," so fragte Wels, „daß wir evangelischen Christen das Evangelium allein für uns behalten? Ist es recht, daß wir an allen Orten so viele Gottesgelehrte haben, und ihnen doch nicht Anlaß geben, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberge Jesu Christi arbeiten, sie auch lieber mehrere Jahre auf einen Pfarrdienst warten oder gar deutsche Schulmeister werden lassen? Ist es recht, daß wir auf Kleiderpracht, Wohlleben, Lustbarkeiten u. s. w. so viele Kosten wenden, aber zur Ausbreitung des Evangeliums noch bisher auf keine Mit-

tel bedacht gewesen sind?" Um seinerseits das Unrecht, welches die Evangelischen durch ihre Theilnahmlosigkeit an den Schicksalen der Heiden auf sich geladen hatten, wieder gut zu machen, wollte Wels eine Jesusgesellschaft für die Verbreitung des Christenthums in der Heidenwelt stiften. Allein er fand wenig Anklang, desto mehr Widerstand. Konnte doch selbst ein evangelischer Superintendent zu Regensburg über den Plan des Heidenfreundes so erbittert werden, daß er ihn geradezu einen verdammlichen nannte, der auf nichts Anderes, als auf Leutebetrügerei ausgehe. „Vor eurer Jesusgesellschaft behüte uns der liebe Gott!" Mit diesen Worten warnte er die evangelischen Christen vor der Theilnahme an dem Unternehmen des österreichischen Edelmannes. Wels aber blieb seinem Vorsatze treu. Wollten seine Glaubensgenossen nicht Mithelfer sein an dem heiligen Werke, so konnte er sich doch nicht zurückziehen. Nachdem er in Zwoll durch einen lutherischen Prediger zum Heidenboten geweihet war, ging er nach Surinam, um den dortigen Heiden das Evangelium von Jesu Christo zu predigen. Aber Gott ließ ihn nicht lange für sein Reich wirken; Wels starb nach kurzer Arbeit treuer Liebe.

Während so in Deutschland die Theilnahme am Missionswerke nur langsam und allmählig erwachte, gingen die Engländer in dem großen Werke mit leuchtendem Beispiele voran. Es war damals in England um des Glaubens willen viel Unruhe und Zank. Die Machthaber in der Kirche wollten den englischen Christen nicht die Freiheit lassen, dem Herrn zu dienen, wie sie es nach ihrer Ueberzeugung thun mußten. Das wollten sie sich nicht gefallen lassen, darum wanderten sie aus und bauten ihre Hütten in Nordamerika. Der Herr hat sie dahin geführt, daß sie ein Segen werden sollten für die heidnischen Indianer. Ihre Kolonie ward eine rechte Missionskolonie. In ihr wirkte der Mann, welcher den Namen des Indianerapostels trägt. Er heißt John Eliot.

Aus seiner Jugend wissen wir nicht viel. Nicht einmal sein Geburtsort und der Stand seiner Eltern sind uns bekannt. Auch seinen Geburtstag kennen wir nicht, er ist ums Jahr 1604 in England geboren. Ob er in seinen Eltern oder Erziehern die Macht des Evangeliums gesehen, ist nicht berichtet, aber er hat schon in seiner Jugend das Gebet gelernt und das Wort Gottes liebgewonnen. Das sind für jeden Christen zwei sehr werthe Dinge, für den künftigen Missionar aber sind sie besonders wichtig gewesen. Trotzdem ist es beim Eliot zu einem wahren, aus Gott geborenen Leben nicht gekommen. Erst später hat der Herr zu seiner Seele das große Auferweckungswort: Lebe! gesprochen. Eliot ging nach Cambridge, um auf der dortigen Universität Theologie zu studiren. Das hat er denn redlich gethan. Wir werden später hören, wie sehr ihm bei seiner Uebersetzung der heiligen Schrift in die Indianersprache seine Kenntniß der biblischen Grundsprachen, welche er sich auf der Universität erworben hatte, zu Statten kam. Auch das Andere, was zu wissen einem Menschen gut und nützlich ist, hat der Jüngling nicht vernachlässigt.

Nachdem Eliot ausgelernt bei den Lehrern menschlicher Weisheit und Wissenschaft, nahm ihn die erziehende Gnadenhand Gottes in ihre Leitung. So macht's der Herr oft. Erst läßt er den Menschen satt werden an den löcherichten Brunnen dieser Welt, um ihn dann zur lebendigen Quelle göttlicher Weisheit zurückzuführen. Ein frommer und gelehrter Geistlicher, Thomas Hooker, welcher an seinem Herzen die Kraft des göttlichen Geistes erfahren hatte, ist das Werkzeug in der Hand Gottes gewesen, um den Jüngling aus dem Tode ins Leben zu rufen. Hooker war seines Predigeramtes entsetzt worden, weil er sich nicht an die strengen Ordnungen der evangelischen Kirche Englands hatte anschließen können. Daher hatte er im Jahre 1629 eine Schule zu Little-Baddow errichtet. An derselben fand unser Eliot seinen ersten Wir-

kungskreis. Aber er hat dort noch mehr gefunden: er hat seinen Heiland kennen und lieben gelernt. Er hat hier seinen Geburtstag zum neuen Leben in Gott gefeiert. — An Hooker fand der Jüngling einen liebenden Vater und Freund, welchem das Wohl seines Leibes und seiner Seele ernstlich am Herzen lag. Eliot war treu in seinem Amte; das wußte sein Freund und dankte es ihm: er führte ihn zu Christo. Immer lauter erging an des Jünglings Seele der Weckruf: „Erwache, der du schläfest, stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten." Eliot hörte auf den Ruf seines Gottes. „Auf diese Stelle," ruft er in freudiger Dankbarkeit aus, „bin ich berufen worden durch den unendlichen Reichthum der göttlichen Barmherzigkeit in Christo Jesu. Hier hat der Herr zu meiner todten Seele gesagt: Lebe! und durch die Gnade Gottes lebe ich und werde ewig leben." Nicht wahr, lieber Leser, der das bekennen kann, der muß doch in seinem Herzen den Lichtstrahl der Gnadensonne erfahren haben! Er muß es gefühlt haben, daß das Evangelium sei eine Gotteskraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. Je mehr Eliot den reichen Segen, welcher von ihrem Heilande über eine Seele ausgegossen wird, an sich selbst erfuhr, um so brennender ward sein Verlangen, Zeugniß abzulegen von der Hoffnung, welche in Christo Jesu ist. Es war aber für einen Freund Hookers schwer, ja fast unmöglich, in England ein geistliches Amt zu finden. Daher folgte er dem Beispiele der vielen englischen Glaubensbrüder und entschloß sich, in den englischen Ansiedlungen Nordamerikas das Reich seines Heilandes fördern zu helfen. Im Sommer 1631 schiffte er sich nach Neu-England ein; im November schon betrat er die Küste seiner neuen Heimath. Der Herr ließ ihn nicht lange müßig am Markte stehen. Er ward von der unabhängigen Gemeinde zu Boston berufen, das Amt ihres Predigers, welcher eine Reise nach England zu machen hatte, wäh-

rend dessen Abwesenheit zu versehen. Du kannst denken, wie willkommen dem Eliot dies Anerbieten war. Er nahm's freudig an und wirkte in seinem Kreise mit solcher Hingabe, Liebe und Treue, daß ihn die Gemeinde nach der Rückkehr ihres ordentlichen Geistlichen zum zweiten Prediger ernennen wollte. Gott aber hatte für ihn ein anderes Arbeitsfeld ausersehen. Nicht weit von Boston, zu Roxbury, hatten mehrere christliche Freunde unseres Eliot sich niedergelassen. Er scheint ihnen noch in England das Versprechen gegeben zu haben, daß er unter ihnen das Seelsorgeramt ausüben werde. Jetzt erinnerten sie ihn an sein früher gegebenes Wort und begehrten ihn zu ihrem Prediger. Eliot konnte diesen Ruf nicht von sich weisen; er ward Prediger bei der Gemeinde zu Roxbury. Dort hat er 60 Jahre lang gewirkt, von dort ist er ausgezogen, um das Evangelium unter die heidnischen Indianer zu tragen.

Nun höre zuerst, was Eliot seiner Gemeinde war. Die Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes und die große Verantwortlichkeit desselben hat er nie vergessen. Darum hat er auch nicht geruht und ist thätig gewesen vom Morgen bis zum Abend. Er hat es sich sauer werden lassen, Jesum Christum den Gekreuzigten, zu bekennen und den Frieden, welcher durch den lebendigen Glauben an ihn in den Menschen kommt, zu predigen. Nicht weil er meinte, es sei dem Prediger gegeben, seinen Zuhörern den Glauben einzupredigen, — nie war Einer von der menschlichen Schwachheit mehr überzeugt, als er. Aber er wußte, daß Einer in den Schwachen mächtig ist; er wußte, daß Einer da ist, der da verheißen hat, daß das Wort, welches aus seinem Munde gehe, nicht leer wieder zu ihm kommen solle, sondern daß ihm gelingen werde, dazu es gesendet ist. Diesen Einen kannte Eliot und an den hielt er sich; ich glaube, daß er den rechten Mann gefunden hat. „Haltet euch mehr an Christum bei euerem

Dienste," sagte er oft seinen Amtsbrüdern, wenn sie auf ihre eigenen Kräfte ihre Hoffnungen setzten.

Einen solchen Mann mußte die Gemeinde lieb gewinnen. O, wie hat er gedürstet, seinem Heilande die hungrigen Seelen zuzuführen! Wenn er in strafendem Ernste die Sünder auf den Sünderheiland hinwies, wenn er die Todten zu dem großen Todtenerwecker und Lebensfürsten führte, wenn er den Irrenden den treuen Hirten der Seelen predigte, — ihm galt's immer, dem Heilande die Ehre zu geben und seinen Preis zu verkündigen. So war Eliot in der Kirche, auf der Kanzel.

Und nun siehe den Mann Gottes, wie er in liebender Theilnahme in die Häuser seiner Gemeinde geht, wie er den ihm anvertrauten Seelen Rath ertheilt in allen ihren Angelegenheiten, wie er die geängstigten Gemüther tröstet und erquickt, wie er die Thränen trocknet, welche die Armuth weint. „Seine christliche Liebe," sagt ein Mann von ihm, welcher ihn im Leben näher kannte, „war ein Stern der ersten Größe in dem glänzenden Sternbilde seiner Tugenden und verbreitete seine Strahlen weit umher. Seine Freigebigkeit war groß im Verhältnisse zu seiner geringen Einnahme. Mit einer gewissen freundlichen Zudringlichkeit, die sich nicht abweisen ließ, pflegte er seine Nachbarn und Bekannten dahin zu bringen, daß sie die Freude der Wohlthätigkeit mit ihm theilten. Die Armen nannten ihn ihren Vater und nahmen in allen ihren Bedrängnissen mit kindlichem Vertrauen ihre Zuflucht zu ihm. Abgesehen von den thätigen Erweisen seiner Liebe verbreitete er durch das Mitleidvolle und Freundliche seines ganzen Wesens eine Anmuth darüber, die ihn noch liebenswürdiger machte."

Eines Tages zahlte ihm der Schatzmeister der Gemeinde sein Gehalt aus. Der wußte, wie leicht es dem Eliot war, vorkommenden Falls das ganze Gehalt an die Armen zu geben und knüpfte es deshalb in Eliots Sacktuch, so fest er vermochte. Was geschieht? Unterwegs spricht ihn eine arme Fa-

milie um eine Gabe an. Dem Freunde der Armen ist's unmöglich, vorbeizugehen, ohne zu geben. Aber die Knoten des Tuches sind so fest geschürzt, daß er sie nicht lösen kann. Was thut Eliot? „Gott hat es euch gewiß Alles zugedacht," spricht er und wirft der armen Frau das ganze Gehalt hin. So freilich kann nicht Jedermann handeln. Was Eliot auf diese und ähnliche Weise oft unüberlegt hingab, das brachte ihm seine Frau wieder ein. Die verstand es, mit Wenigem hauszuhalten und trug in Liebe die Schwäche ihres Mannes. Oft aber hat sie ins Mittel treten müssen, wenn Eliot in seiner Wohlthätigkeit keine Grenzen kannte und sie denen erzeigte, welche es darauf angelegt hatten, sie zu mißbrauchen. —

Seine besondere Sorge war auf den Unterricht und die Erziehung der Jugend gerichtet. In die jungen Herzen die Erkenntniß ihres Heilandes zu pflanzen, war sein höchstes Bestreben. Die Katechismen, welche er zu diesem Zwecke verfaßte, die vielfachen Unterredungen mit den Kindern, welche er gehalten hat, beweisen das. Aber auch sein Gebet für die Schulen zeugt davon. Einst sollte auf einer Synode zu Boston das Wohl der Kirchen und Schulen berathen werden. „Herr!" so betete Eliot „für alle Schulen an allen Orten unter uns flehe ich zu Dir! mögen sie gedeihen! möge jedes Mitglied dieser Versammlung, wenn es nach Hause geht, sich angetrieben fühlen, für eine gute Schule zu sorgen in jeder Niederlassung dieses Landes." Sein Gebet ward erhört. Die Schule in Roxbury blühte und gedieh. Aus ihr ergossen sich zahlreiche Ströme christlicher Erkenntniß, welche der ganzen Stadt Gottes ein fröhliches Gedeihen verschafft haben.

So wirkte Eliot nach außen. Daß ein solcher Mann ein rechter Priester im eigenen Hause sein mußte, kannst du dir denken. Sein Haus war ein Bethel, ein Gotteshaus. Der Herr hat ihm eine von der Liebe Jesu Christi beseelte Lebensgefährtin zugeführt. Fast ein halbes Jahrhundert hat sie ihrem

Gatten bei seinem wichtigen und heiligen Werke treulich zur Seite gestanden. Die christliche Erziehung ihrer Kinder und die Erhaltung der häuslichen Ordnung und Wohlfahrt war ihre höchste Sorge. Dabei regierte das Wort Gottes in der Familie. In gemeinsamen Hausandachten las Eliot mit den Jüngeren Stellen aus der heiligen Schrift; an das Lesen knüpften sich erbauliche Besprechungen und Betrachtungen. So ging's in Eliots Hause her.

Von ihm galt, was der Sänger gesungen:

O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In Deiner Liebe eines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt.
Wo beide unzertrennbar an dir hangen
In Lieb und Leid, Gemach und Ungemach,
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen,
An jedem guten, wie am bösen Tag.

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir legt;
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt.
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu,
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freu'n, du lieber Heiland, du.

Ein treuer Prediger und Seelsorger ist das theuerste Kleinod für eine Gemeinde. Die von Roxbury wußte das zu schätzen und trug ihren Hirten auf den Armen der Liebe und des Vertrauens. Aber so wohl sich Eliot auch fühlte in seinem Wirkungskreise, so reichliche Früchte er auch erntete von seiner Liebesarbeit, so blieb doch immer noch eine Sehnsucht, ein Verlangen in ihm zurück. Wenn er so am Sonntag Morgen seine christlichen Gemeindeglieder von nah und fern hinaufziehen sah zum Gotteshause, da wandte er wohl sein Auge hinüber zu den nahen Waldungen, und sein Herz fühlte das Elend und den

Jammer ihrer wilden Bewohner, der Indianer. Da ergriff es ihn mit unwiderstehlicher Macht, hinauszuziehen in diese Wildnisse mit dem Zeugnisse des Evangeliums von Jesu Christo. Lange Jahre hat Eliot kämpfen müssen. Die Liebe zu seiner Gemeinde und das Elend der heidnischen Indianer rangen mit einander in seinem Herzen. Endlich hat das letztere gesiegt. Er war entschlossen, in die Urwälder Nordamerikas die Friedensbotschaft von dem Heile der Welt zu tragen.

Aber siehe, da traten neue Schwierigkeiten ein. Wie sich mit den Indianern verständlich machen? Das wußte Eliot, daß seine Missionsthätigkeit unter den Wilden ohne Erfolg sein werde, wenn er ohne die Kenntniß ihrer Sprache sich ihnen nahe. Da mag es ihm denn sehr schwer aufs Herz gefallen sein. Keine Sprache ist mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, als die der Indianer. Ihre Worte sind so lang, daß sie seit dem Thurmbau von Babel immer gewachsen zu sein scheinen. Hier einige Beispiele, damit du einen Begriff von der Liebe zu den Heiden bekommst, welche unseren Eliot beseelte. Der Unglaube hätte gleich von vorn herein gerufen: es ist unmöglich, unmöglich, diese Sprache zu lernen. Bei den Indianern heißt zum Beispiel 18: kaipinanesikkopotschi; „tausend": käpipipipi; „unsere Lüste": Nummatscheckodtantamuhngannunnonasch; „unsere Liebe": Nuhrromantammuhnkanennonasch; „unsere Fragen": Kummogokdonattuhttammoktitnaongannunnonasch. Nicht wahr, lieber Leser, es ist fast unmöglich, eine so schwierige Sprache zu lernen. Unmöglich? Das ist ein Wort des Unglaubens. Eliot antwortet dir: „Mit Gebet und Fleiß im Glauben an Jesum Christum vermag man Alles," und er hat's bewiesen, daß sein Wort Wahrheit ist. Fleiß besaß er, wie kein Anderer. Lange Jahre ist er mit Sonnenaufgang aufgestanden und hat in den frühen Morgenstunden sich mit dem Erlernen der schwierigen Sprache beschäftigt. Ein erweckter junger Mann, welcher früher in einem englischen Hause gedient hatte und die Indianersprache kannte,

wurde sein Lehrer und sein Dolmetscher. Mit dessen Hülfe hat er die zehn Gebote, das Gebet des Herrn und Stellen der heiligen Schrift übersetzt. Aber Eliot war auch ein Mann des Gebetes. Das hat ihm beim Erlernen der fremden Sprache mehr genutzt, als aller Fleiß und alle Ausdauer. „Er machte das Gebet nicht allein zu seiner täglichen Uebung," sagt der obenerwähnte Freund unseres Glaubensboten von ihm, „in seinem Kämmerlein, bei verschlossenen Thüren und betete da zu seinem Vater im Verborgenen; er pflegte auch nicht selten besondere Tage zum Fasten und Beten zu bestimmen. Besonders, wenn irgend eine bedeutende Schwierigkeit sich ihm entgegenstellte, suchte er auf diese Weise ihr zu begegnen und sie zu überwinden, indem er bedachte, daß, wenn wir irgend etwas Großes ausführen wollen, die beste Klugheit ist, dies durch ein Mittel zu bewirken, von dem die Welt nichts weiß. Er hielt mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit im Gebet an und forderte immerfort Alle, die um ihn waren, dazu auf. Wenn er von irgend einer bedeutenden Sache Nachricht erhielt, so pflegte er gewöhnlich sogleich zu sagen: „Brüder! laßt uns beten!" Kam er in ein Haus, wo er bekannt war, so pflegte er oft zu sagen: „Kommt, laßt uns einander nicht besuchen, ohne zu beten! Laßt uns den Segen des Himmels auf eure Familie herabflehen, bevor wir scheiden." Besonders wenn er in eine Versammlung von Geistlichen kam, konnten sie erwarten, von ihm zum Gebet aufgefordert zu werden. „Brüder! der Herr Jesus bemerkt sehr genau, was von seinen Dienern gethan und gesprochen wird, wenn sie beisammen sind, — kommt, laßt uns beten, ehe wir auseinander gehen." — Er war ein vielvermögender und ein glücklicher Mann, daß er seinen Köcher voll himmlischer Geschosse hatte, — Gebete, die er gen Himmel sendete; und wenn er hart bedrängt war von menschlichen ihm entgegentretenden Hemmnissen, so gab er doch die Wünsche seiner Gott ergebenen Seele nicht auf, sondern ließ sie im Gebet zum Herrn der Welt emporsteigen." — Das war der Mann, welcher den

Muth hatte, die Indianersprache zu erlernen. „Mit Gebet und Fleiß im Glauben an Jesum Christum vermag man Alles!“ In der Mitte des Jahres 1646 war Eliot der Indianersprache so weit mächtig, daß er wagen konnte, dem nächsten Indianerstamme das Wort des Friedens zu bringen. Die Stunde der Erlösung für die wilden Bewohner der Urwälder hatte geschlagen.

Licht, das in die Welt gekommen,
Sonne voller Glanz und Pracht,
Morgenstern aus Gott entglommen,
Treib' hinweg die alte Nacht!
Zeuch in deinen Wunderschein
Bald die ganze Welt hinein.

Gieb dem Wort, das von dir zeuget
Einen allgewalt'gen Lauf,
Daß noch manches Knie sich beuget
Sich noch manches Herz thut auf,
Eh' die Zeit erfüllet ist,
Wo du richtest, Jesu Christ.

Zweites Kapitel.

Die Indianer Nordamerikas. — J. Eliots erste Missionsreisen.

Ich werde gesucht von Denen, die nicht nach mir fragten; ich werde gefunden von Denen, die mich nicht suchten; und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: Hier bin ich, hier bin ich.
Jes. 65, 1.

Ehe wir unsern Glaubensboten auf seinen Missionsreisen begleiten, müssen wir uns wohl erst einmal unter den Leuten umsehen, welche dem Eliot so an's Herz gewachsen waren.

Als vor 300 Jahren Nordamerika uns Europäern bekannt wurde, war es von Einer großen wenigstens 14 Millionen starken Nation bewohnt, welche sich in viele kleinere Stämme theilte. Weil man damals meinte, Amerika sei ein Theil Indiens, so nannte man die Bewohner Indianer. Auch bezeichnet man sie wohl mit dem Namen der Rothhäute oder der rothen Männer, denn die Farbe ihrer Haut ist kupferroth. Einen gemeinsamen Namen für ihr Volk hatten sie nicht, jeder Stamm führte seinen eigenen Namen. Ein neuerer Reisender beschreibt diese Völker: „Sie sind im Durchschnitt von der gewöhnlichen Menschengröße, einige Stämme nähern sich dem Riesigen, andere dem Zwerghaften. Mager, schlank, von leichten Gliedern, ungemein beweglich, haben sie ihre Hauptstärke in den Beinen, die an's gewaltige Laufen oder Reiten von Kind auf gewohnt sind. Der edle Schnitt des Angesichts, das ohne seine Kupferfarbe und seine Bemahlung dem europäischen ziemlich gleichen würde, die stattliche feste Gestalt, der kühne scharfe Blick des durch die Sonnenstrahlen im Freien und den Rauch in der Hütte zusammengezogenen Auges verrathen gleich ein edles Naturvolk, dessen Kraft und Tüchtigkeit Bewunderung einflößt." Die Hauptbeschäftigung des rothen Mannes ist die Jagd; seine höchste Lust ist's, in den weiten Grasflächen umher zu streifen. Daher liebt er nicht die friedlichere Beschäftigung mit dem Ackerbau; er überläßt das den Frauen. Sie säen, bereiten das Korn und bauen die Hütten. Ihre Religion ist kein so tief versunkener Götzendienst, wie wir ihn bei andern Heiden finden. Sie haben keine Bilder, sondern glauben, daß es verschiedene Gottheiten giebt. Der vornehmste Gott, „der große Gott," wohnt in den südwestlichen Gegenden des Himmels. Jedes bedeutende Geschöpf hat seinen Gott um sich, der ihm in seiner Gnade Huld, in seinem Zorne Böses giebt. Ihr vornehmster Gott hat die Menschen aus einem Baumstamme geschaffen. Nach dem Tode erwartet die Guten ein seliges Leben: dort bieten sich ihnen herr-

liche Jagdreviere dar; die Bösen werden unselig. Neben dem „großen Gotte" verehren sie einen „bösen Gott," den sie ebenfalls bei jeder wichtigen Unternehmung anrufen. Götzen beten sie nicht an. Vor dem Schöpfer, welcher die Welt und ihn gemacht, der sich in den mächtigen Wasserfällen seiner Ströme, im gewaltigen Wellenschlag seiner Seeen, in dem Rollen des Donners oder in dem Flammen des Blitzes kund giebt, steht der Indianer anbetend still. Das ist seine Religion; aber er hält sie theuer und werth. „Ich habe gefragt bei Hohen und Niedern, vom Häuptling bis zum unwissendsten und armseligsten Jäger, ich habe Zeugnisse gesammelt vom Missuri bis an den Ocean, von den Eiswüsten bis in die Südsteppen, und überall trat es mir entgegen, daß es kein Volk irgend einer Farbe giebt, dem seine Religion so theuer ist, das einen so großen Theil seines Lebens auf demüthige Anbetung seines Gottes verwendet." — Ihre Priester (Powahs) dienen zugleich als Aerzte. Bei bedenklichen Krankheiten werden sie geholt und müssen für ihr Geheul und ihre Zauberei gut bezahlt werden. Hilft ein Zauberspruch nicht, so ist der Indianer leicht getröstet. An der Kunst der Powahs aber wird er nicht irre.

Daß es unter den Rothhäuten an blutigen Sitten und Scenen nicht fehlt, kannst du schon aus dem Gesagten schließen. Hier einige Beispiele. Der junge Indianer darf nicht heirathen, wenn er nicht den abgehauenen Kopf eines Feindes zeigen kann. Da liegt er denn Tage und Wochen lang in den weiten Grasflächen und lauert auf seinen Feind, bis dessen Haupt seine Beute geworden. In den Wohnungen sieht man an den Wänden die abgezogenen Kopfhäute der Feinde hängen. Sie sind die größte Ehre für den rothen Mann. — Unter den einzelnen Stämmen herrscht oft die erbittertste Feindschaft. Eine geringe Beleidigung kann einen Stamm zum Vernichtungskrieg gegen den anderen aufregen. Ein Indianer in Neu-Orleans hatte einmal von einem anderen Stamme gesagt, daß er der Franzosen Sklave sei.

Dafür durchbohrte sein Herz eine Kugel. Das war Veranlassung genug zu furchtbarer Blutrache. Der Stamm, welchem der Erschossene angehört, greift wie ein Mann zu den Waffen, zieht nach Neu-Orleans und fordert des Mörders Kopf. Vergebens bitten seine Schirmherrn, die Franzosen, für das Leben des Indianers: er muß ausgeliefert werden, wenn ein verheerender Krieg vermieden werden soll. Da erscheint der Unglückliche, begleitet von seinen alten Eltern, von seinem Weibe und von seinen vier Kindern, vor den rachedürstigen Feinden. „Ich bin ein Mann," spricht er ruhig und getrost, „und fürchte den Tod nicht. Aber ich beklage ein Weib und vier Kinder, die ich noch sehr jung hinterlasse, ich beklage Vater und Mutter, die sehr alt sind, und die ich durch Jagd unterhielt." Darauf erhebt sich der alte Vater, er bittet für seinen Sohn und stellt sich als Schlachtopfer dar. „Mein Sohn stirbt muthig," sagt er, „aber er ist jung und voll Kraft, er kann besser für seine Mutter, sein Weib und seine vier Kinder sorgen. Er muß deßhalb da bleiben, um sie zu ernähren. Ich bin dem Ende meines Laufes nahe, ich bin zu nichts mehr nütze, ich kann nicht gehen, wie der Rehbock, dessen Lauf man nicht siehet, wie der Flug des Windes, ich kann nicht schlafen, wie der Hase, dessen Ohren sich nicht schließen, ich habe gelebet als ein Mann und will sterben als ein Mann. Darum trete ich an seine Statt." Manchem haben diese Worte des greisen Vaters Thränen aus den Augen gepreßt. Aber sein Tod ward unerbittlich gefordert. Er nahm Abschied von Weib, Sohn, Schwiegertochter und Enkeln und legte sich willig auf den Baumstamm. Ein Hieb mit der Streitart — und das Opfer wilden Rachedurstes war gefallen.

Solchen Leuten wollte Eliot die Botschaft des Friedens bringen. Damals war ihrer eine sehr große Zahl; von den 14 Millionen sind jetzt kaum noch 2 Millionen übrig. Du fragst, wie das gekommen? Ich würde dir ein Buch voller schwarzer Blätter geben müssen, wenn ich die schwarzen Geschichten ihrer

Vernichtung dir erzählen wollte. Darum hier nur einzelne kurze Züge, an denen du sehen kannst, welche Schuld die gebildeten Europäer auf sich geladeu haben durch ihre Lieblosigkeit gegen die wilden Indianer.

Ein volles Jahrhundert kannte man ihr Land schon, aber Niemand dachte daran, ihm die Segnungen des Evangeliums zu bringen. Die Europäer sind zu Tausenden in die neue Welt gezogen, aber sie haben ihr Nichts geben, sie haben nur von ihr nehmen wollen. Des Landes Schätze haben sie gesucht, haben sie geraubt — sich selbst zum Fluch und zu ewiger Schande. Bluttthaten, Vertilgungskrieg, Elend und Frevel bezeichnen ihre Schritte. Wir lüfteten lieber nicht den Schleier, unter welchem jene grausigen Geschichten verdeckt liegen. Aber sie sollen zur Rechtfertigung der unglücklichen Heiden dienen, wenn sie den christlichen Missionaren sagen mußten, daß sie hingehen und lieber den eigenen Landsleuten das Evangelium predigen sollten. „Machet sie gut und gerecht," sagten sie, „und voll von dieser Liebe, die ihr uns da predigt. Lasset sie die Rechte und das Eigenthum der rothen Leute achten. Geht heim und thut, wie euer Buch sagt, und wenn ihr das gethan habt, so kommt wieder, und wir wollen euch anhören."

Im Jahre 1607 blühte an der Chesapeakbai eine englische Kolonie, Jamestown. Mit den neuen Ansiedlern war die Ungerechtigkeit in's Land gekommen. Den rothen Männern wurden ihre Jagdstücke genommen, sie wurden im Handel auf die schamloseste Weise betrogen. Das duldeten die Indianer eine Zeit lang. Da entbrannte endlich ihr Rachegefühl, sie rotteten sich zusammen und droheten der Kolonie den Untergang. Durch Vermittlung eines bei den Bewohnern in hoher Achtung stehenden Engländers ward der Friede wieder hergestellt. Gegenseitige Heirathen schienen den Freundschaftsbund zwischen Indianern und Britten enger zu befestigen. Aber siehe, — ein Verbot dieser Heirathen, welches der englische Stolz erließ, steigerte den

Haß der Häuptlinge; sie verbinden sich von Neuem gegen die Kolonisten. Ein Viertheil der Fremdlinge kommt um; die übrigen rettet das Mitleiden eines Indianers. Die englischen Christen unternehmen einen Vertilgungskrieg gegen die Mörder der Ihrigen. Die Indianer fliehen und ziehen sich in ihre dichten Waldungen zurück. Die Friedenshand wird ihnen von ihren Feinden geboten; die rothen Männer schlagen gutwillig ein.

Sie bauen wie vorher ihre Felder wieder, sie pflanzen ihren Mais und leben nach der Väter-Weise von der Jagd. Was sie gesäet, was sie gepflanzt hatten, sollten sie nicht ernten. Zur Erntezeit stürzen die Engländer über sie her, verheeren ihre Felder, sengen und verbrennen ihre Wigwams (Hütten). Tausende von Indianern fallen unter ihren Schwertern. Mancher Stamm hat in diesem Kriege den letzten Mann verloren. O der Schmach über das civilisirte, über das christliche Europa! *)

---

*) Bis in die neueste Zeit haben diese Greuel fortgedauert. Hier noch ein Wort aus der schönen Schrift des Indianerfreundes Catlin. „Mit blutendem Herzen sprach ich mein Bedauern aus über das Schicksal, welches die Ueberreste dieses unglücklichen Geschlechtes erwartet, das von den Felsen und Thieren seines Heimathlandes lange überlebt werden wird; — angegriffen von seinem Mitmenschen, dessen Habgier, wie zu befürchten steht, dem irdischen Elende des Indianers erst dann ein Ziel setzen wird, wenn derselbe im Grabe liegt. Ich kann nicht umhin, hier noch einmal zu wiederholen, daß die Stämme der rothen Männer Nordamerika's, als eine Nation menschlicher Wesen, ihrem Untergange nahe sind; daß, um ihr eigenes, sehr schönes Bild zu gebrauchen, „sie schnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter eilen;" und daß der Reisende, welcher dies Volk in seiner ursprünglichen Einfachheit und Schönheit sehen will, sich bald nach den Prairien und dem Felsengebirge begeben muß, weil er sie sonst nur so sehen wird wie man sie jetzt an den Gränzen sieht, wie einen Korb voll todten Wildes, — abgemattet, gejagt, blutend und todt, ihrer Federn und Farben beraubt. Ich habe seit vielen Jahren gesehen, daß das edle Geschlecht der rothen Männer, welche in den pfadlosen Wäldern und den gränzenlosen Wiesenfluren zerstreut sind, bei der Annäherung der Civilisation zusammenschmilzt. Ihre Rechte werden angetastet,

Bei dem Allem haben die Indianer doch noch ein Herz für ihre Unterdrücker gehabt. Ergreifend und rührend sind die Worte, welche der Indianerhäuptling Logan dem englischen Gouverneur sagte. Hier sind sie. „Ich frage jeden weißen Mann, der hungrig in die Hütte Logans trat, ob ihm Speise verweigert wurde? wenn er nackt kam und vor Kälte starb, ob Logan ihn nicht kleidete? Im letzten Kriege, der so lang und so blutig war, blieb Logan ruhig auf seiner Matte, denn er wollte den Frieden erhalten. Ja, meine Liebe zu den Weißen ist so groß, daß meine Leute, wenn sie vorbeiziehen, auf mich deuten und sagen: „„Das ist der Freund der weißen Männer."" — Oft dachte ich dann, ganz bei euch zu wohnen. Im letzten Sommer kam der Oberst Cussup, ohne irgend eine Beleidigung, und mordete mit kaltem Blute alle Verwandten Logans. Sein Weib ward getödtet, seine Kinder sind todt. Es giebt kein lebendes Wesen mehr, in dem ein Tropfen meines Blutes rollt. Das weckte meine Rache. Ich suchte sie zu stillen. Ich tödtete mehrere Eurer Leute und mein Haß ist befriedigt. Für mein Land freue ich mich, wenn der Friede strahlt, aber glaubt nicht, daß meine Freude von meiner Furcht kommt. Logan weiß nicht, was Furcht ist. Er wird nie den Rücken kehren, um sein Leben zu retten. Aber ach! Niemand lebt, der um Logan weint, wenn er einst nicht mehr sein wird!" — Ja, — Niemand lebt, der um Logan weint, das ist im Grunde die Klage aller Indianer.

Aber getrost, ihr weinenden rothen Männer, getrost, es giebt noch Freunde, die um euch weinen können, Freunde, die euch auf betendem Herzen tragen, und die da dürsten, euch dem zuzu-

---

ihre Moralität wird untergraben, ihr Gebiet ihnen entrissen, ihre Gebräuche werden verändert und gehen verloren, bis sie endlich ins Grab sinken und die Pflugschar den Rasen über ihren Gräbern umwendet." Vgl. die interessante Schrift G. Catlin's: die Indianer Nordamerikas u. s. w. deutsch von H. Berghaus. Brüssel und Leipzig 1848. S. 10 und 12.

führen, der euer Weinen in Freude, eure Trauer in Reigen verwandeln kann. Ihrer einer ist der, welcher sich jetzt zu euch aufmacht, John Eliot, euer Freund, euer Bruder, der zu euch kommt mit dem Evangelio der Freude und mit den Palmen des Friedens. Darum

Macht hoch das Thor, die Thüren weit;
Es kommt der Herr der Herrlichkeit,
Ein König aller Königreich',
Ein Heiland aller Welt zugleich,
Der Heil und Leben mit sich bringt;
Deshalben jauchzt, mit Freuden singt!

Macht hoch das Thor, die Thüren weit,
Das Herz zum Tempel sich bereit',
Die Zweiglein der Gottseligkeit
Steckt auf mit Andacht, Lust und Freud';
So kommt der König auch zu euch,
Ja, Heil und Leben mit zugleich.

Im Oktober 1646 machte sich Eliot, begleitet von drei Freunden, zu dem nächsten Indianerdorfe auf. Er brauchte die Wilden nicht lange zu suchen; ihre Wigwams standen in der Nähe von Roxbury; nur zwei Stunden waren sie von da entfernt. Vor dem Dorfe kamen ihm schon einige Häuptlinge, von welchen du dir den Namen des Einen, Waubon, merken mußt, entgegen und hießen die Friedensboten willkommen; denn Eliot hatte vorher seinen Besuch bei ihnen angemeldet. Er hatte ihnen sagen lassen, daß er sehr wichtige Angelegenheiten mit ihnen zu berathen habe. Daß die Indianer nicht an das gedacht, was Eliot wollte, versteht sich von selbst; sie meinten, er komme in weltlichen Dingen zu ihnen. Darum hatte sich denn auch eine Menge Männer, Frauen und Kinder zusammengefunden. Aber wie wunderten sie sich, als sie nun den Eliot kommen sahen. Da stand er vor ihnen, der große, stattliche Mann, aber einfach gekleidet, ohne Rüstung, ohne Schwert; nicht einmal den gewöhn-

lichen Friedensgruß der Tabakspfeife, welche der Fremdling dem Häuptling als Zeichen der Freundschaft zum Anrauchen zu übergeben pflegte, brachte er mit. Und nun — als Eliot vor der Menge steht, welche der kommenden Dinge harrt? — Da versagt ihm die Sprache ihren Dienst. Die Gefühle, welche ihn beim Anblick der Indianerschaar bewegen, sind zu mächtig; sie überwältigen den Glaubensmann. Durch ein Gebet in englischer Zunge macht er seinem bewegten Herzen Luft. „Wir begannen in einer ihnen unbekannten Sprache," sagt Eliot in seinem Berichte über diese seine erste Reise, „theils um sie zu belehren, daß die Pflicht des Gebetes etwas Ernstes sei, theils um unsrer selbst willen, damit wir vollkommen uns vereinigen möchten in derselben Herzensangelegenheit und Bitte für sie." Nach dem Gebete redete Eliot etwa fünf Viertelstunden lang zu der versammelten Menge in der Landessprache. Anhebend von dem Gesetze, das Gott der Herr den Menschen gegeben, daß sie darnach thun, zeigte Eliot mit großer Beredtsamkeit, wie der Mensch dem Fluche Gottes anheimgefallen sei, weil er auf die Gebote des Herrn nicht gemerkt habe. Er predigte ihnen sodann Jesum Christum, als das einzige Mittel der Befreiung von Sünde, Zorn und ewigem Tode; er erklärte ihnen, wer Christus sei, wohin er gegangen und wie er einst wiederkommen werde zum Gericht. Er sprach zu ihnen von dem seligen Zustande aller derer, welche an Jesum Christum glauben und ihn mit inniger Liebe umfassen. —

Die Rede des Glaubenszeugen blieb nicht ohne Eindruck. Der Indianer liebt die Redekunst, — Eliot verstand sie meisterhaft, und schon durch seine äußere Beredtsamkeit hatte er Vieler Herzen gewonnen. Darum war es ihm auch möglich, nach gehaltener Predigt sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen und sie aufzufordern, ihre Gedanken und Bedenken vorzubringen. Da legten ihm denn Mehrere verschiedene Fragen vor, und Eliot bezeugt, daß sie dadurch zu genauerer Erkenntniß geführt worden

seien. Ein Indianer fragte: „Wie vermögen wir zur Erkenntniß Jesu Christi zu gelangen?“ Eliot antwortete: „Wenn ihr fähig seid, die Bibel, das Buch Gottes, zu lesen. Aber weil ihr dieses Buch jetzt noch nicht lesen könnt, so verlange ich, daß ihr über das nachdenkt, was ihr so eben daraus gehört habt. Und ihr müßt nicht bloß daran denken, wenn ihr daheim in euren Wigwams auf den Matten sitzet, sondern auch dann, wenn ihr auf den Feldern seid oder in den Wäldern umherstreift.“ Eliot wies sie vor Allem auf das Gebet zu Gott hin. Aber wie sollten die Indianer beten, sie hatten es ja nicht gelernt. Nun, das lehrte denn auch der theure Prediger. „Herr! laß mich Jesum Christum erkennen, weil ich ihn noch nicht kenne.“ Das war das kurze Gebet, welches er den Wilden empfahl. Wenn sie mit diesem Gebete immer wieder vor Gott anhielten, dann werde der Allmächtige sie Jesum Christum erkennen lassen, weil Gott sich finden lassen wolle von denen, welche ihn von ganzem Herzen suchen. Er erhöre die Gebete der Menschen, nicht bloß die der Engländer, sondern auch die der Indianer. Du kannst denken, lieber Leser, wie groß die Aufmerksamkeit der Indianer bei diesen Unterredungen gewesen sein muß. So Etwas hatten sie nie gehört, es war ein Wunder vor ihren Augen. Einer von ihnen sagte, daß er zu Gott und zu Jesu Christo gebetet habe um ein gutes Herz; aber einer von den Indianern habe ihn in seinem Gebete unterbrochen und gesagt, sein Gebet sei unnütz, denn Jesus Christus verstehe die Sprache der Indianer nicht. Die Gebete der Engländer verstehe Jesus, weil er gewöhnt sei, sie zu hören. Wie Eliot zu thun pflegte, die Geheimnisse des Reiches Gottes durch Vergleichung mit allbekannten Sachen deutlich zu machen, so antwortete er auch hier etwa so: „Jesus Christus und Gott durch ihn hat alle Dinge gemacht, auch alle Menschen läßt er werden, auch die Indianer, und daher weiß er auch Alles, was in dem Menschen ist und was von ihm kommt, alle seine Wünsche, alle seine Gedanken und Worte und folglich

auch alle seine Gebete, und so versteht er auch Alles, was die Indianer beten. Wir machten sie auf einen indianischen Korb, welcher vor ihnen stand, aufmerksam. Obgleich die Anderen, welche den Korb nicht gemacht, nicht wußten, was dazu genommen sei, so müsse doch der, welcher ihn verfertigt habe, nothwendig Alles, was daran sei, angeben können. Gerade so verhalte es sich auch mit der Kenntniß des Schöpfers von seinen Geschöpfen."

Ein zweiter fragte, ob wohl ein Engländer jemals eine Zeitlang so wenig von Gott und Jesu Christo wisse, als sie selber. Und Eliot erwiederte: „Es giebt zwei Arten von Engländern. Einige sind schlecht, und diese wissen eben so wenig von Jesu Christo, als jetzt die Indianer; aber es giebt eine zweite Art von Engländern, die, wenn sie auch eine Zeit lang eben so leichtfertig gelebt haben, wie die Anderen, doch sich von ihren Sünden bekehrt und Gott und Jesum Christum gesucht haben. Diese sind nun gute Menschen und kennen nun Christum und lieben ihn und beten zu ihm und sind ihm dankbar für Alles, was sie haben; und zuletzt, wenn sie sterben, kommen sie in den Himmel zu Jesus Christus." Ebenso würden auch die Indianer Gott und Jesum Christum kennen lernen, wenn sie ihn ebenso suchten, ob sie gleich bis jetzt sich in der größten Unwissenheit befunden hätten.

Nachdem noch ein anderer gefragt, wie die ganze Welt doch mit Menschen angefüllt worden sei, wenn sie alle einst in der Fluth umgekommen seien, und Eliot ihm mit der Erzählung von der Rettung Noahs geantwortet hatte, endigte ihr Fragen. Aber damit war unser Eliot noch nicht zufrieden. Er meinte, jetzt sei es an ihm, einige Fragen an sie zu richten. „Unsere erste Frage war," so erzählt er, „ob sie nicht den Wunsch hätten, Gott zu sehen, und ob sie nicht versucht würden, zu denken, es sei kein Gott, weil sie ihn nicht sehen könnten. Einige erwiederten, sie wünschten wohl, Gott zu sehen, wenn es möglich wäre; aber sie hätten von uns gehört, daß er nicht

gesehen werden könne, und sie glaubten, daß ihn zwar ihre Augen nicht erblicken könnten, daß er aber für ihre Seele innerlich sichtbar sei. Wir suchten sie noch mehr darin zu bestärken und fragten sie, wenn sie ein großes Haus sähen, ob sie wohl denken würden, daß Bären oder Füchse es gebaut hätten, oder daß es sich selbst gemacht, und daß nicht ein verständiger Baumeister es erbaut, weil sie den nicht sähen. Sie würden gewiß denken, daß ein verständiger Werkmeister es gemacht, obschon sie denselben nicht sehen könnten. So sollten sie an Gott glauben, wenn sie zum Himmel emporschauten, und Sonne, Mond und Sterne erblickten und das große Haus sähen, das er gemacht. Ob sie ihn gleich nicht mit Augen sähen, so hätten sie doch guten Grund zu glauben, daß ein weiser und großer Gott das Alles erschaffen." Besonders hatte Eliot seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ihnen den Glauben an Einen Gott klar zu machen. Er forderte sie auf, das Sonnenlicht zu betrachten, was doch nur ein Geschöpf Gottes sei. Dennoch sei dasselbe Licht, was in der einen Hütte sei, auch in der andern, und zugleich hier in Massachusetts und in allen andern Gegenden. Wie vielmehr müsse das bei Gott der Fall sein.

Drei Stunden hatten diese Gespräche gedauert. Da würde denn mancher Christ längst müde geworden sein über die religiösen Fragen und Antworten. Die Indianer konnten nicht satt werden zu hören von den Wundern des Herrn, durch welche wir die Vergebung der Sünden und die Versicherung der göttlichen Gnade haben. Aber Eliot hielt's für gut, ihnen das Verlangen, mehr zu hören, zu lassen. Darum schloß er mit einem Gebete. Es war ein Tag reichsten Segens für unsern Friedensboten nicht minder, wie für die heidnischen Indianer. Ungern ließen diese den Eliot von sich: er mußte dem Häuptlinge versprechen, bald wieder zu ihnen kommen zu wollen. Nachdem er die Kinder mit Aepfeln und die Männer mit

Tabak beschenkt hatte, kehrte er mit seinen Begleitern in den Schooß seiner Gemeinde zu Roxbury zurück.

Da hat sich Eliot denn nicht lange halten lassen: die Erfolge, mit denen sich Gott zu seiner ersten Predigt bekannt hatte, trieben ihn von Neuem hinaus zur Ausrichtung des Missionswerkes an den Heiden. Am 11. November nahm Eliot von Neuem den Wanderstab zur Hand. Eine große Schaar Indianer hatte sich wieder eingefunden. „Wir sind gekommen," sagte er zu ihnen, „um euch gutes Neues von dem großen Gott zu bringen, dem allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, und um euch zu sagen, wie die bösen und lasterhaften Menschen zu ihm kommen können, so daß sie während ihres Lebens glücklich sein, und wenn sie sterben, zu Gott gehen und im Himmel leben können." Auch dieses Mal fiel seine Predigt auf ein gut Land: Mancher hat das Elend seiner Sünden und das Verlangen nach einem Sündentilger gefühlt. Als Eliot seine Predigt geendet, da wollte des Fragens kein Ende nehmen. Ein alter Mann trat zu ihm und fragte, ob es denn nicht zu spät sei für einen dem Tode nahen Menschen, seine Sünden zu bereuen und Gott zu suchen. Ein anderer fragte: „wie mögen wir dazu gelangen, Gott zu dienen?" Ein Dritter rief unter Thränen aus: „ach, daß ich Jesum Christum so wenig erkenne!" Und Eliot bezeugte in der Kraft des Geistes einem Jeden, was ihm noth that. Dem Ersten erwiederte er, daß, wie ein Vater sich durch die Thränen des reuigen Sohnes rühren lasse, also daß er sich sein erbarme, auch Gott der Vater den Sündern in ihrem Alter barmherzig sein werde, wenn sie vor ihm ihre Sünden bekennen und in Jesu Christo ihre Vergebung suchen. Dem Andern antwortete er, daß er Gott nicht dienen könne, ohne seine Sünden zu beklagen, ohne ihrer Vergebung durch Christum gewiß zu sein. „Betrachtet nur ein Kind," sagte Eliot. „Wenn das seinem Vater dienen will, so muß es seinen Willen erkennen und ihn lieben. Wenn

es nun Einiges von dem, was der Vater geboten, nicht thut und nachher seinen Ungehorsam bereut und vor seinem Vater auf die Knice fällt, so wird dieser sich seines Kindes erbarmen und es wieder aufnehmen. So müsset ihr auch euch bemühen, Gottes Willen kennen zu lernen und ihn zu lieben, — dann werdet ihr auch willig sein, ihm zu dienen." Dem Dritten, welcher in großer Kümmerniß geklagt, daß er Jesum Christum so wenig erkenne, sagte Eliot, daß, wie dem vollen Tage erst die Dämmerung vorangehe, also auch die Erkenntniß Jesu Christi allmählig in den Menschen komme. Es sei ihnen jetzt zwar noch Wenig gesagt, aber Gott werde ihnen auf ihr Gebet den Geist der Wahrheit senden, welcher sie immer tiefer in die Erkenntniß Jesu Christi einführen werde.

Das muß ein seliger Nachmittag für Eliot gewesen sein, an welchem er den hülfsbegierigen Seelen das Brod des Lebens reichen durfte. Ein gemeinsames Gebet schloß die Feier des Tages. O, wie rührend war es, die gefalteten Indianer-Hände erhoben zu sehen zu dem Gotte Himmels und der Erden. Als Eliot das Gebet geendigt hatte und sich zur Abreise anschickte, bemerkte er einen Indianer in tiefe Trauer versunken. Ein Thränenstrom rann aus seinen Augen. Weißt du, lieber Leser, wem diese Thränen galten? Seine Sünden waren es und seine Missethaten. Eliot wollte zu ihm treten mit einem Worte des Trostes: aber der Anblick des weinenden Indianers preßte ihm Thränen aus seinen Augen. So schied er von ihm. Seine Schmerzensthränen waren zugleich Thränen der Freude über den vom Geiste Gottes angeweheten rothen Mann.

Ihr armen Sünder, kommt zu Hauf!
Kommt eilig, kommt und macht euch auf,
Mühselig und beladen:
Hier öffnet sich des Heilands Herz
Für Alle, die in Reu und Schmerz
Erkennen ihren Schaden.

Es heißt: er nimmt die Sünder an!
Drum komm, dein Jesus will und kann
Dich retten und umarmen.
Komm weinend, komm in wahrer Buß,
Und fall' im Glauben ihm zu Fuß;
Er wird sich dein erbarmen.

Drittes Kapitel.

„Unsere Freude."

Welche aber wohl dienen, die erwerben ihnen selbst eine gute Stufe und eine große Freudigkeit im Glauben in Christo Jesu.
1. Tim. 3, 13.

Hoch erfreut über den Segen, welchen der Herr auf seine Arbeit gelegt, kehrte Eliot zu seiner Gemeinde zurück. Aber seine Predigt hatte den Indianern so wunderbare und doch so beseligende Dinge erzählt, daß eine heilige Begierde sie trieb, in der Nähe dessen zu leben, dem sie das Wort des Friedens zu verdanken hatten. Schon am folgenden Tage kam ein Indianer und berichtete, wie die Heiden durch die Predigt so aufgeregt worden, daß sie die Nacht keine Ruhe gehabt voll Verwunderung über das, was sie gehört. Das war unserem Eliot eine willkommene Botschaft: solche geistliche Unruhe sah er gern. —

Die Liebe, welche seine heidnischen Zuhörer gegen ihn erfüllte, ließ der Glaubensbote nicht ungenutzt. Dieses Mal machte er ihnen den Vorschlag, ihr ungeregeltes, wildes Jagdleben zu verlassen und sich zu einer geordneten Gemeinschaft zu vereinigen. Daher lud er sie ein, in der Nähe von Rorbury ihre Hütten zu bauen. Die englische Regierung hatte ihnen durch Eliots Vermittlung einen Platz zur Niederlassung an-

gewiesen: dies Geschenk wurde mit Freuden angenommen. Da war denn bald Alles in großer Geschäftigkeit: der eine hackte, der andere schaufelte, der dritte führte die Kelle, der vierte warf den Wall auf, welcher die neue Stadt umgeben sollte. Wären nur noch mehr Werkzeuge da gewesen: denn tausend Indianerhände waren bereit, das Mordschwerdt von sich zu werfen und mit zu arbeiten an der neuen Stadt. Daß Eliot dabei nicht feierte, kannst du dir denken; er war eigentlich die Seele des ganzen Unternehmens. Nach seinem Plane und Rathe wurde die neue Stadt gebaut.

Bald standen die Indianerwohnungen fertig da, zwar noch aus Brettern zusammengesetzt, aber doch bei Weitem herrlicher und prächtiger, als die Wigwams der Häuptlinge in den wilden Wäldern. Und nun fragst du: „wie heißt die Stadt?" Das war den Indianern eine große Freude, nun bei ihrem Lehrer wohnen zu können und auch im Aeußerlichen von ihm angeleitet worden zu sein zu einem bequemeren Leben. Darum nannten sie die neue Stadt Nonanetum, d. h. unsere Freude.

Es war zwar Eliots Absicht nicht, die Indianer von ihrer frühern Lebensweise ganz abzubringen. Jagd war ihre Lieblingsbeschäftigung, und die ließ er ihnen gern. Mußte er doch auch daran denken, seine Kolonie gegen etwaige Ueberfälle der feindlichen Indianer zu schützen. Dazu bedurfte er kräftige Leute, und die Jagd sah er als ihre Kriegsschule an. Aber daneben fanden auch die Hände zu friedlicheren Beschäftigungen Gelegenheit. Die Frauen mußten spinnen, die Männer das Land bebauen. Das Alles ging sehr gut von Statten. Ja, von Nonanetum konnten bald auf die benachbarten Märkte Waaren, von Indianerhänden gefertigt, gebracht werden. Im Winter bot man Besen, Fußdecken, Körbe, im Sommer Fische und Obst feil. So hatte denn unser Eliot die Freude, seine Be-

mühungen für das bürgerliche Leben der Indianer mit dem besten Erfolge gekrönt zu sehen.

Größer noch war seine Freude, als das Wort Gottes mehr und mehr unter ihnen Eingang fand, als sich hie und da Anfänge göttlicher Erkenntniß und Spuren eines neuen aus Gott geborenen Lebens zeigten. Da säete denn der theure Mann auf Hoffnung, so oft es seine Zeit erlaubte. Denn bei allen diesen Arbeiten hatte er noch das Hirten- und Seelsorgeramt in Roxbury zu versehen, und wir wissen, wie sehr ihm am Herzen lag, daß keine der ihm anvertrauten Seelen verloren gehe. Und dennoch legte ihm Gott auf seine Schultern eine neue Arbeitslast. Die hat er gern sich auflegen lassen, denn wo es die Ehre seines Heilandes galt, da hat er keine Mühe und Arbeit gescheut.

Der Ruf von dem köstlichen Leben zu Nonanetum hatte sich zu den benachbarten Indianerstämmen verbreitet. Da geschah es denn, daß die Nonanetenser ihre Stammesgenossen gar häufig in ihrer Mitte sahen. Und wer einmal das Wunder von Nonanetum geschaut, der kehrte gerne wieder; und wer einmal Eliots Predigt von dem Gekreuzigten gehört, der kehrte mit doppelter Freude wieder.

Vielen freilich wollte die stille Lebensweise der „betenden Indianer" nicht recht in den Kopf. Sie brachten allerlei Bedenken vor, um das Werk Gottes zu hemmen. An Eliot fanden sie aber den Mann, der in der Kraft Gottes gegen alle Einwendungen Red' und Antwort stand. Einer von ihnen fragte einmal: „Was habt ihr von eurem Gebet zu Gott? von eurem Glauben an ihn? Ihr seid so arm als wir. Unser Mais ist so gut als der Eure, wir haben mehr Freude als ihr, wir jagen und schweifen weit in den Wäldern und an den Seen, ihr sperrt euch in diese Mauern ein. Wir haben viele Weiber, ihr nur Eine Frau. Sähen wir, daß ihr etwas gewonnen hättet, wir wollten auch zu Gott beten und ihm dienen." Und

Eliot erwiederte ihm: „Wohl, Gott giebt uns zwei Arten guter Dinge, die einen sind große Güter, die andern kleine Güter. Die kleinen sind Reichthum, Kleidung, Nahrung, Vergnügungen, viele Jagdthiere; die großen sind Weisheit, Erkenntniß Gottes, ewiges Leben, Buße und Glauben.“ Da schwieg der rothe Mann und sank in tiefes Nachdenken. Die Zahl aber derer, welche ihre Sünden erkannten, mehrte sich von Tage zu Tage.

Vornehmlich bewies sich das Evangelium an dem Herzen eines Häuptlings aus der Gegend von Concord als eine Kraft Gottes. Er war mit einigen Stammesgenossen nach Nonanetum gekommen und hatte der Predigt Eliots zugehört. Gott hat das Wort an ihm gesegnet. Als er in seine Wildniß zurückgekehrt war, blieb es sein sehnlichster Wunsch, dem wilden Leben zu entsagen und gleich den Leuten in Nonanetum, unter seinem Feigenbaume in Frieden wohnen zu können. Auch die übrigen Häuptlinge wollten das gern. Im November 1647 ward auf einer Versammlung der Häuptlinge beschlossen, daß alle im Schwange gehenden Sünden und Untugenden, Zauberei, Falschheit, Diebstahl, Entheiligung des Sabbaths mit schwerer Geldstrafe, Ehebruch aber und Mord mit der Todesstrafe belegt werden sollten. Ihre alte Sitte, um die Todten zu heulen, sollte abgeschafft werden. Fortan wollten sie Gott suchen, in Frieden mit einander leben und in ihren Wohnungen gemeinschaftlich beten; den Eliot aber luden sie ein, er möge zu ihnen kommen mit dem seligmachenden Worte. Er möge mit Rath und That helfen, daß die Regierung auch ihnen ein Stück Land abtrete, wo sie ihre Friedenshütten erbauen dürften.

Man muß anbeten, wenn man diese Indianer, die freilich noch nicht bekehrt waren, mit ihren Familien zu dem lebendigen Gott beten sieht, wenn man sich in ihre täglichen Versammlungen versetzt, in denen sie den ihnen ertheilten christlichen

Unterricht wiederholen. Die Hände, welche ehedem zu Mord und Kampf bereit waren, falten sich hier zum Beten. Das Alles hatte Eliot in so kurzer Zeit entstehen sehen. Wie hat sich der Mann Gottes gefreut!

Unablässig reisete er unter den neuen Gemeinden umher, bald hie, bald da das Wort des Lebens spendend. Das war nun keine leichte Arbeit. Du fragst, ob Eliot das habe aushalten können? O ja, lieber Leser. Um so wirken zu können, muß man aber auch einen Körper empfangen haben, wie er. Gott hatte ihm einen kräftigen, gesunden Leib gegeben, welcher die größten Mühseligkeiten, mit welchen seine Reisen durch die unwirthbaren Gegenden verknüpft waren, ertragen konnte. Er gab hierin den eingebornen Wilden in Nichts nach. Dabei beseelte ihn die rechte Liebe zur Sache des Herrn. Er fand neue Erquickung, neue Kraft, wenn seine Arbeit an den Heidenseelen auch nur in etwa fruchtbar gewesen war. Und das war sie. Hier magst du zwei Bekenntnisse aus Eliots Munde selbst hören. Im Sommer 1647 hielt er bei einer Synode zu Cambridge eine Predigt über Eph. 2, 1. Es hatten sich viele Indianer dort eingefunden. Der Tod in den Sünden und das Leben im Heilande, war sein Thema. Als die Predigt beendigt war, wurden von ihm in gewohnter Weise die Fragen der Indianer angehört und beantwortet. Da ist denn manch' schönes Wort über die Lippen der rothen Männer gekommen. Höre darüber Eliot selbst: „Ihr williges Aufmerken auf das Wort, die Bewegung und die Betrübniß Mehrerer unter ihnen darüber, die Besonnenheit, mit welcher Verschiedene geistliche Fragen vorbrachten, ihre Geneigtheit, das aufzufassen und zu glauben, was wir ihnen erwiederten, die Fertigkeit, mit welcher manche der armen nackten Kinder die Fragen aus dem Katechismus, die wir an sie thaten, beantworteten und ähnliche solche Erscheinungen einer großen Veränderung, die mit ihnen vorgegangen war, machten einen wunderbaren Eindruck auf alle

Gebildete, die zugegen waren, auf die Geistlichen, auf die obrigkeitlichen Personen und auf das Volk und regte ihre Herzen zum innigen Danke gegen Gott auf. Sehr viele vergossen einen Strom von Thränen vor Freude, einen so seligen Tag zu erleben, und der Name des Herrn Jesu wurde so häufig ausgesprochen, wie man noch nie vorher von ihnen vernommen hatte." Und von einem andern Orte, Neponsitt, wohin Eliot auf die Bitten der Indianer mit dem Friedensworte gezogen war, schreibt er: „Die Wirkung des Wortes, die sich unter den Indianern zeigt, und die Veränderung, welche bei ihnen Statt gefunden, ist diese: Sie haben allen ihren Zauberern gänzlich entsagt und haben die teuflischen Gebräuche aufgegeben, weil sie meinen, daß diese im gänzlichen Widerspruche mit der Anbetung Gottes stehen. Ja, einige ihrer Zauberer haben selbst ihr Amt niedergelegt und sind entschlossen, dasselbe nie wieder auszuüben. — Sie beten beständig in ihren Wohnungen zu Gott früh und spät. Auch wenn sie sich zu Tische setzen, rufen sie Gott an, und danken ihm, wie sie es bei den Engländern sehen. Wenn sie zu einem Engländer kommen, so wünschen sie, belehrt zu werden, und wenn man ihnen zu essen giebt, so beten sie und danken Gott, und gewöhlich bezeugen sie ihre große Freude darüber, daß sie unterwiesen werden, Gott zu erkennen, und zeigen eine große Anhänglichkeit an die, welche sie belehrt haben. Sie sind besorgt, ihre Kinder zu unterrichten und strenge gegen jede Entheiligung des Sabbaths durch Fischen, Jagen und andere Arbeiten." So weit Eliot.

Das steht fest, daß der Herr bei diesen Siegen mit auf dem Platze war. Eliot war dazu nur sein Werkzeug. Nun wirst du aber auch gern wissen wollen, welche Mittel Eliot anwandte, um zu seinen Siegen gelangen. Das erste war das Gebet; ohne das hat er keine Arbeit unternommen. Eliot unterscheidet in seiner Missionsthätigkeit viererlei. Erstlich unterrichtete er die Kinder und jüngern Leute, sodann pre-

digte er über ausgewählte Stellen der heiligen Schrift einfach und kurz, sodann ermahnte und tadelte er, wo dazu Grund war, bis sich die Schuldigen unterwarfen und in aufrichtiger Buße ihm offen ihre Schuld bekannten; und zuletzt forderte er sie noch auf, ihn zu fragen über das, was ihnen in der Predigt unverständlich geblieben war, oder was sie zu wissen wünschten.

Hier noch ein Beispiel darüber, wie sehr die Indianer um ihr Seelenheil bekümmert waren. Nach einer Predigt über 1 Cor. 6, 9—11 fragten die bekümmerten Zuhörer, ob denn wohl Einer von ihnen in den Himmel kommen werde, da sie ihr Herz so voll Sünden wüßten. Zu wiederholten Malen und bei verschiedenen Zusammkünften legten sie dem Heidenboten diese Frage vor. Das trieb sein Herz an, nochmals die Verheißung der Sündenvergebung allen mühseligen und beladenen Seelen zu predigen: und seine Worte fielen wie ein lindernder Balsam auf die wunden Herzen.

Eliot hatte in den Ansiedlungen der Indianer nicht von vorn herein alle ihre heidnischen Gewohnheiten ausrotten wollen. Es galt ihm zunächst, ihre vollste Liebe und ihr vollstes Vertrauen zu gewinnen: darum ging er mit Milde und Schonung zu Werke. Und als er einmal das Herz der wilden Männer gewonnen hatte, da durfte er sich schon etwas mehr erlauben. So hat er denn die Freude gehabt, einen Sieg nach dem andern über die Macht alter Sitte zu erringen. Der siebente Oktober 1847 war ein solcher Siegestag in dem Leben unseres Apostels. Ein angesehener Häuptling in Nonanetum war gestorben und sollte am genannten Tage begraben werden. Da war es denn nun alte hergebrachte Sitte zu weinen und zu heulen, insbesondere in dem Augenblicke, in welchem die Erde den Leichnam aufnahm. Dieses Weinen galt eigentlich nicht dem Todten; es sollte die Trauer der Hinterbliebenen ausdrükken, weil sie dem Entschlafenen noch nicht ins jenseitige Land

folgen durften, wo nach ihrer Meinung reiche Jagden und viele Weiber ihrer harrten. Unter Klagen und Schreien pflegte man den Leichnam auf leichter Bahre sitzend zu Grabe zu tragen; in seiner Hand hielt er das Kalumet, die Tabakspfeife und etwas Tabak, damit er sie bei seinem Eintritt ins Jenseits den dortigen Bewohnern als Zeichen des Friedens und der Freundschaft zum Anrauchen überreichen könne. Außerdem gab man einem Krieger seinen mit Pfeilen gefüllten Köcher, seinen Bogen, seine Streitart ins Grab mit. Ein kleiner Spiegel fehlte nicht, in welchem der Entschlafene, wenn er durch das Todtenland gereist sei, sich besehen könne. Etwas mitgegebene Schminke sollte die Todtenfarbe verdecken. Diesen heidnischen Begräbnißbrauch wollte Eliot nicht länger dulden. Aber der Indianer hing daran, wie an einem Heiligthum. Nur ein Mann wie Eliot durfte wagen, ihn abzuschaffen. „So sah man denn,“ — wie ein Engländer berichtet hat, — „wo der Friedhof angelegt war, die ganze Bürgerschaft der Stadt in tiefer feierlicher Stille hinter dem todten Häuptling herschreiten. Kein Weinen wurde laut, kein Jammergeschrei erhob sich, als der Leichnam ins Grab sank. Eliot las die Todtengebete. Dann sagte er, daß die Seligen im Himmel weder freien noch sich freien lassen, daß die wilde Jagd und des Kriegers Freude dorthin nicht reichen, daß es dort nicht Häuptlinge, nicht Sklaven gebe, daß in der Liebe Jesu Christi, der die Auferstehung und das Leben sei, all' diese Dinge verschwinden. Und sie glaubten ihm, diese wilden, stolzen, barbarischen Krieger, sie weinten nicht über den Todten, sondern über sich selbst, daß der Wald von ihren Seufzern und Gebeten wiederhallte.“

Wir müssen doch noch einmal den Eliot selbst über den Fortgang des Missionswerkes und über die schönen Früchte desselben erzählen hören. Am 12. November 1648 hat der theuere Mann einen Brief geschrieben, in welchem er also erzählt: „Das Werk, den armen Indianern das Evangelium zu

predigen, hat seinen Fortgang und nicht ohne Erfolg. Der Herr allein ist's, der zu den Herzen der Menschen sprechen kann, und er hat dies so kräftig gethan, daß gewiß, wie ich glaube, Eine von den Seelen wahrhaft bekehrt worden und zum Herrn eingegangen ist. Ein Weib von gereiftem Alter war die Erste, welche, seitdem ich ihnen den Weg des Heils gezeigt habe, gestorben ist. Ihr Wandel war ohne Tadel, nachdem sie sich dem göttlichen Worte unterworfen hatte. Sie starb an einer Krankheit, von der sie im Wochenbette befallen war. Ich besuchte sie zu verschiedenen Zeiten, betete mit ihr und befragte sie über ihren geistigen Zustand. Sie sagte mir, daß sie immerfort Gott geliebt habe, ob er sie gleich habe erkranken lassen, und war entschlossen, zu ihm zu beten, so lange sie lebte. Sie versicherte mir auch, daß sie glaube, Gott werde ihr alle ihre Sünden vergeben und habe Wohlgefallen an ihr, weil sie glaube, daß Jesus Christus für sie gestorben sei. Sie sei bereit zu sterben und hoffe, daß sie in den Himmel kommen und dort bei Gott und Christo selig sein werde. Unaufgefordert rief sie ihre Kinder herbei und sagte zu ihnen: Ich werde nun sterben, und wenn ich gestorben bin, werden eure Großeltern und Oheime zu euch schicken und euch auffordern lassen, zu ihnen zu kommen, um bei ihnen zu leben, und werden euch große Dinge versprechen und euch vorstellen, welch' ein angenehmes Leben bei ihnen ist, da sie doch Gott nicht anrufen, den Sabbath nicht halten und jede Art von Sünde begehen; aber ich fordere euch auf, eure ganze Lebenszeit hier zu bleiben. Bald nachher starb sie."

Wir haben oben schon erwähnt, daß dem Werke des Heidenboten gar manche Hindernisse von den heidnischen Indianern in den Weg gelegt wurden. Namentlich mußten die Powahs, die heidnischen Priester und Zauberer, in ihm einen Feind ihrer Macht und ihres Ansehens erblicken. Mit ihnen vereinigten sich die Häuptlinge, deren Gewalt in dem Maaße fiel, als

ihre Unterthanen sich als Diener des Herrn Jesu bekannten. Eliot scheute seine Widersacher nicht. Wußte er doch, daß er im Dienste des Königes der Könige stand. Darum trieb es ihn denn auch weit über Nonanetum und Concord in die Urwälder der Wilden hinaus, um zu suchen, ob nicht auch da Einige seien, welche gern selig werden wollten. Bis zum Cap Cod erstreckten sich seine mühe- und gefahrvollen Reisen. Kein Schnee war zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, kein Regen zu stark, um unsern Gottesmann vom heiligen Werke abzuhalten. „Die Liebe Christi dringet uns also," sprach er mit dem Apostel. So wandert denn der kühne Streiter in der Liebe Christi mit durchnäßten Kleidern Tage und Wochen lang umher, ohne auch nur des Abends ein sicheres Obdach zu finden. Manche Nacht ist die nasse Erde oder der kalte Felsen sein Bett, der Wipfel des Baumes sein Dach gewesen. Und bei dem Allen konnte er jubeln und preisen, daß der Gott seines Heilandes mit seiner Gnade bei ihm sei. „Ich bin nun von Dienstag bis Sonnabend, Tag und Nacht, nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen; wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wieder an mit ihnen. Aber Gott steht mir bei und hilft mir. Ich jauchze selbst, wenn viele ermüdende Tage und Nächte über mein Haupt dahingerollt sind, in Gefahren unter den Heiden, in Gefahren in der Wildniß. Oft, wenn ich Flüsse durchwatete, brach die Fluth plötzlich herein, aber dann gedachte ich der köstlichen Verheißungen und stützte mich darauf: „So du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein." Ich rief mir zu: „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi," und das Wort gibt Kraft, Alles zu ertragen."

Diese Gefahren waren für Eliot noch die leichtesten. Mehr schmerzte es ihn, wenn er zu Indianern kam, welche ihm trotzig die Thür wiesen, und von dem Worte, welches der Frie-

densbote ihnen brachte, Nichts wissen wollten. Und an solchen betrübenden Erfahrungen fehlte es ihm nicht. Die Häuptlinge hätten gerne den weißen Mann getödtet; die Macht der Engländer und die Furcht vor ihnen hielt sie davon ab. Nichts desto weniger setzte Eliot getrost seine Wanderungen fort. Der Herr, der gesagt hat, daß er die Starken zum Raube und zur Beute haben wolle, half ihm zum Siege sogar über seinen erbittertsten Feind. Das war der wilde und mächtige Indianerhäuptling Cutschemoxuin. Eliot kannte den Haß des wilden Mannes gegen ihn. Trotz dem kommt er unerschrocken und unverzagt zu des Häuptlings Horde mit der Predigt des Gekreuzigten. Das steigert des wilden Mannes Zorn aufs Höchste. Tod und Verderben in seinen Mienen, steht er dem Manne der Liebe und des Friedens gegenüber. Selbst die Indianer können das wilde Antlitz ihres Häuptlings nicht ertragen; sie werden bleich und schleichen sich davon. Nur Wenige bleiben, aber ihre zornentbrannten Gesichter zeigen, daß sie des Häuptlings Haß gegen den Gottesmann theilen. So steht Eliot allein unter dem wüthenden Haufen. Sein Ende scheint gekommen. Aber siehe, — der Herr, sein Gott verläßt den Seinen nicht. Er giebt ihm ein Wort kühnsten Glaubens. „Es ist ein Mächtigerer, denn du, mit mir, ich fürchte dich nicht, ich fürchte nicht alle Weisen des Landes, ich werde fortfahren in meinem Werk, mögt ihr thun, wie ihr wollt." Der Herr, welcher das Wort gegeben, ließ es ein Schwertschlag auf des Wilden Herz werden: er ist darunter zusammengebrochen. Cutschemoxuin lernte seinen Feind lieben und Eliot zog ab in Frieden. Und siehe, siehe, der wilde Mann, der vorher dahin ging in allen Greueln und Sünden des Heidenthums, sprach kurz nachher das gottselige Bekenntniß: „Ehe ich Gott kannte, dachte ich, es stände mit mir gut. Aber seitdem ich Gott habe kennen gelernt, und was Sünde ist, finde ich mein Herz voll Sünde, und je länger, desto sündhafter finde ich mich.

O, das macht mir viel Unruhe. Bis diesen Tag ist mein Herz nur ein wenig besser geworden, und ich fürchte, es wird noch wieder eben so böse werden, als es vorhin gewesen ist." Lieber Leser, verstehst du nun das schöne Verslein des seligen Grafen Zinzendorf:

Wer zu den Füßen Jesu lieget als erstorben,
Von denen ist kein Einz'ger noch verdorben;
Und wär' er wie ein Löw', er wird zum Lamme,
Und wär' er kalt, wie Eis, er wird zur Flamme,
Und wär' er todt, wie Stein, er kommt zum Leben,
Und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben.

Solchen Erfolg hatte Eliot von seinem Worte nicht erwartet; aber, so ruft er aus, der Herr hat über Bitten und Verstehen gethan. Und der Herr that nicht bloß in diesem Einen über Bitten und Verstehen, er half seinem Diener auch fernerhin.

Eine besondere Freude für Eliot war es, daß in Nonanetum ein eigenes Gotteshaus errichtet werden konnte. Es war fünfzig Fuß lang und fünf und zwanzig Fuß breit. Da hat denn der treue Arbeiter guten Samen ausgestreut; und was er säete, fiel auf ein gut Land, und ging auf und wuchs und brachte Frucht, dreißigfältig, fünfzigfältig und hundertfältig. Aus den wilden Heiden wurden „betende Männer." Nicht bloß waren sie das im Gotteshause, nein, ihre Wohnungen wurden Bethäuser. „Meine Indianer," so bezeugt Eliot voll Freude, „beten in ihren Familien jeden Abend und Morgen, und zwar mit großer Inbrunst, wie es Jeder, der an ihren Wohnungen zu der Zeit vorübergeht, oder in sie eintritt, sehen und hören kann." Und indem ich dieses Kapitel beschließen will, da denke ich an euch, ihr lieben Christen im theuern Vaterlande. O, das wäre köstlich, wenn unsere deutschen Häuser einmal wieder Bethäuser würden; wenn das Gebet unter uns einmal wieder zu Ehren käme; wenn jedes Haus von der Seligkeit zeugen könnte, von welcher der Sänger sagt:

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ;
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo Aller Herzen Dir entgegenschlagen,
Und Aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo Aller Lippen dein Gebot erfragen
Und Alle deines Winks gewärtig stehn.

Viertes Kapitel.

Naticke, die Indianerstadt.

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde; nicht einen Hunger nach Brod oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören.
Amos 8, 11.

Willkommener konnte dem Eliot keine Nachricht sein, als die, daß ein heidnisches Fest an diesem oder an jenem Orte eine große Schaar Indianer zusammenführen werde. Warum? das kannst du wohl denken. Sein Missionsherz trieb ihn dahin. Er konnte nun einmal nicht ruhen und nicht müde werden, dem Herrn neue Seelen zu gewinnen.

An dem Flusse Merrimack pflegte sich nach alter Weise um die Frühlingszeit viel Volk zum Fischfang zu versammeln. Aus allen Stämmen strömte man dahin, denn dieser Tag war ein Freudentag. Heiterkeit und Fröhlichkeit lag auf den Gesichtern. Davon hatte Eliot gehört; und er zögerte nicht lange, sich dahin aufzumachen. Unter der fröhlichen Menge umhergehend redete er wie gewöhnlich bald diesen bald jenen an, um sich nur erst einmal das Zutrauen der heidnischen Männer zu gewinnen.

Doch die Stunde der Erlösung schien für die Versammelten noch nicht gekommen zu sein. Kaum wurde der Häuptling Passakonwäh des Friedensboten gewahr, als er vor ihm eiligst die Flucht ergriff. Seinem Häuptlinge folgte das übrige Volk. Aber das machte unseren Eliot nicht irre. Er harrte fröhlich in Hoffnung bis zur nächsten Frühlingszeit. Und dieses Mal fand er sich nicht getäuscht. Wiederum hat sich an den Ufern des Merrimack eine große Indianerschaar zum Fischfang eingefunden. Auch der Häuptling Passakonwäh ist da. Lieber Leser, du bist gewiß voll Erwartung, was der scheue Mann thun wird? Macht er sich wieder von dannen? O nein, ein Jahr ist verflossen und in der Zeit kann Gott ein Menschenherz schon sehr umgewandelt haben. Kurz, Passakonwäh hält Stand, er bleibt mit den Seinen. Eliot mischte sich unter die rothen Männer und knüpfte mit ihnen, wo es angehen wollte, eine trauliche Unterhaltung an. Da kam es denn, daß er in seinen Gesprächen auch ein Wort Gottes einfließen ließ.

Eliot hatte dazu eine besondere Gabe von Gott empfangen. Und war einmal die Rede auf religiöse Dinge gekommen, so wußte er die Zuhörer dafür so anzuregen und zu begeistern, daß sie nicht leicht die Aufmerksamkeit verloren. Nun, das war ein kleiner Anfang, er sollte noch Größeres sehen. Bei dem einen oder anderen guten Freunde, welchem er von seinem ersten Besuche noch bekannt war, fand Eliot Essen, Trinken und Obdach. Er nahm damit vorlieb, wie's die Leute ihm geben konnten. Am folgenden Tage nun predigt Eliot über Mal. 1, 2 von der Gnade, welche in Christo Jesu ist. Viele Zuhörer hatten sich um ihn versammelt; auch der scheue Passakonwäh steht unter ihnen. Nach der Predigt geht das Fragen wieder an und Eliot steht einem Jeden Red und Antwort. Als das vorbei ist und der Platz leer und stille wird von dem Getümmel des Tages, siehe, — da sitzt Passakonwäh noch da. Er ist in tiefes Nachdenken versunken. Auch Eliot verläßt den Platz

nicht. Er weiß, der rothe Mann hat noch etwas auf dem Herzen. Da wendet der scheue Indianer sich an den Friedensboten und gesteht ihm, er habe in der That noch nie zu Gott gebetet, als eben jetzt, denn er habe vorher nie von ihm gehört. Nun aber habe er sich mit seinen beiden Söhnen vorgenommen, von jetzt an zu dem Schöpfer des Himmels und der Erde zu beten.

Ja, er trug jetzt unsern Glaubensboten im Herzen. Wie gern hätte er gesehen, wenn Eliot unter seinem Volke sich niedergelassen und es unterwiesen hätte in allerlei Weisheit und Erkenntniß unseres Heilandes Jesu Christi. „Wenn ihr," sagte er, „nur dann und wann einmal des Jahres hieher kommt, so hat das wenig Nutzen, weil sie es bald wieder vergessen. Ich habe viele Leute, die wollen mir nicht glauben, daß das Beten etwas so Gutes sei; aber wenn ihr kommt und sie belehrt, hoffe ich, werden sie euch glauben. Es ist, als wenn Einer käme, und irgend etwas Schönes unter sie würfe und es gefiele ihnen wohl, weil es hübsch aussieht; aber sie könnten nicht hineinschauen, um zu sehen, was inwendig ist. Wenn es aber geöffnet ist, dann sehen sie und mögen daran glauben. So, wenn ihr zu uns kommt und uns das Ding öffnet und zeigt, was darin ist, dann werden wir glauben, daß es etwas so vortreffliches sei, als ihr sagt." Gern wäre Eliot geblieben; er fühlte Mitleid mit den Indianern, aber es schien nicht Gottes Wille zu sein. Groß war ihr Verlangen nach christlicher Unterweisung. Einer fragte ihn, ob er Kinder habe? Eliot bejahte es und jener fragte: „wie viel?" Eliot: „Sechs." Der Indianer: „wie viel Söhne sind darunter?" Und als Eliot erwiederte: „Fünf," so wollte er wissen, ob diese Söhne auch einst die Indianer Gott kennen lehren würden, wie der Vater. Und, lieber Leser, damit du auch einen Blick in das Vaterherz unseres Freundes Eliot thun mögest, so setze ich dir hieher, was er bei dieser Frage empfunden hat. „Diese Frage bewegte mich im Innersten; denn oft habe ich in meinem Gebete alle meine Söhne dem Herrn ge-

weiht zu seinem Dienste, wenn es ihm gefällt, sie dazu anzunehmen. Mein Wunsch ist, mein Möglichstes zu thun, um sie zu wohlunterrichteten Menschen zu bilden, und sie dabei, so gut ich kann, tüchtig zu machen, dem Herrn zu dienen, und ich wünsche keine bessere Anstellung für sie, als daß sie dem Herrn mit ihrer Arbeit dienen mögen. Dem gemäß antwortete ich auf jene Frage, und meine Antwort schien dem Frager wohl zu gefallen, was meinem Herzen einigen Muth gab, zu glauben, daß es des Herrn Wille sei, und daß er ihre Herzen vorbereiten werde, meine Söhne eben so aufzunehmen, wie mich."

An den Merrimackfluß waren auch jährlich Indianer vom Stamme der Sowahegen gekommen. Die waren von der Predigt Eliots ergriffen worden und hatten bei ihrer Rückkehr nicht genug von dem englischen Lehrer und von den Wundern seiner Lehre rühmen können. Ihre Berichte hatten gewirkt. — Schon am Merrimack hatten ihm die Sowahegen das Verlangen kundgegeben, mehr von Gott zu hören. Eliot hatte sie gefragt, wie Viele das wünschten, und sie hatten erwiedert: „Alle." „Sie sprachen dies mit einer solchen Bewegung aus, daß es einen tiefen Eindruck auf meine christlichen Begleiter machte." Immer lauter und lauter ward der Wunsch der Sowahegen, Eliot möge doch auch zu ihnen kommen und sie die Anbetung des wahrhaftigen Gottes lehren. Du kennst die Liebe des Glaubensboten gewiß schon insoweit, daß du schon schließen wirst: Eliot hat sich das nicht zweimal sagen lassen. Er machte sich auf nach den hungernden und durstenden Seelen. Neun bis zehn Stunden mußte er von Boston aus gehen, ehe er zu ihren Wohnungen gelangte. Das ist nach unserer Weise zu reisen nicht weit. Wenn Einen die Eisenbahn so dahin fährt, dann sind zehn Stunden eine Kleinigkeit. Für unseren Eliot aber waren sie damals eine sehr große Reise. Kein Weg, kein Steg war da; durch wilde Wälder, wohin selten ein menschlicher Fuß gekommen war, mußte er sich den Weg bahnen. Da ging's

denn mit dem Vorwärtskommen langsam. Welch' eine Erquickung nach den Reisestrapazen war es ihm, als er endlich auf der Höhe des Berges stand, von welchem herab er die Wohnsitze der Sowahegen erblicken konnte. Unter freundlichem Willkomm führten ihn seine Freunde vom Merrimackflusse zu der Wohnung ihres Häuptlings. Der hatte den Eliot lieb gewonnen. Die erste Bitte war, er möge sich doch längere Zeit unter seinem Volke niederlassen und ihm predigen das Wort vom Kreuze. Dieser Bitte konnte der Glaubensmann nicht widerstehen. Er willigte ein, machte aber zur Bedingung, daß die Indianer ihre heidnische wilde Lebensweise verlassen und sich neue Häuser statt der elenden Hütten bauen sollten. Das versprachen die Wilden, und der Bund war geschlossen.

Am Karlsflusse lag ein schönes Hügelland. Ulmen, Kastanien und Feigenbäume zierten die Hügel in üppiger Fülle. Das schien ein günstiger Ort zur neuen Niederlassung zu sein. Eliot hat sich daher nicht lange besonnen. Entschlossen, wie er ist, läßt er sogleich Hand ans Werk legen. Alles ist in Thätigkeit, die wilde Gegend urbar zu machen. Mühevoll freilich ist die Arbeit, daß die Indianer wohl hätten den Muth verlieren mögen. Aber bei ihnen steht der Mann, dem Muthlosigkeit ein fremdes Wort ist. Wo die Axt vergebens an die uralten Baumstämme gelegt wird, da muß das Feuer Raum schaffen. Nicht lange, so ist der Wald gelichtet und ein schöner Platz zur Anlegung der Stadt ist da. Nun geht's ans Häuser bauen. Eliot ist wieder der Baumeister, er leitet das Ganze. Aber die Menge der Indianer ist zu groß, als daß Alle an Einem Ufer zwischen den Hügeln wohnen können. Auch da weiß der Heidenbote Rath. Das andere Ufer des Flusses wird ebenfalls zur Ansiedlung zugerichtet. Bald steht an beiden Ufern des Karlsflusses ein ansehnliches Städtchen. Drei Straßen mit Häusern, in englischem Geschmack gebaut, durchziehen sie. An dem einen Ende der Stadt haben sich diejenigen Indianer angebaut, welche in der Lebens-

weise ihrer Väter Nichts ändern wollten. Beide Ufer waren durch eine achtzig Fuß lange Brücke verbunden. Die Indianer hatten sie auf Eliots Vorschlag erbaut. Um gegen etwaige feindliche Ueberfälle geschützt zu sein, hatte er an dem einen Ende der Stadt auf einem Hügel ein kleines Fort errichten lassen. Nicht weit davon erhob sich ein großes Gebäude, das zur Schule dienen sollte. Aber dieses geräumige Haus ward noch zu anderen Zwecken benutzt. Es war das Waarenlager der handeltreibenden Indianer. Nun fragst du, womit diese Wilden denn Handel getrieben haben? Mit den Fellen, welche sie auf ihren Jagden erbeutet hatten. Oben in diesem Waarenhause bewohnte Eliot unter dem Dache ein kleines und unansehnliches Stübchen, von dem aus er wie der schützende Wächter die Stadt überblicken konnte. Das war freilich keine bequeme Wohnung, er mußte sich oft bücken und durch die aufgehängten Felle sich einen Weg bahnen, ehe er dahin gelangen konnte. Aber er war damit zufrieden, und ich glaube, daß er dort seligere Stunden verlebt hat, als Mancher, der in Palästen wohnt. So haben wir uns ein Wenig in der neuen Stadt, welche den Namen Naticke führte, umgesehen. Das Jahr 1651 ist ihr Geburtsjahr. Sie wuchs bald, denn die Gegend, worin sie lag, war fruchtbar und günstig gelegen für Handel und Wandel.

Die neue Stadt mußte nun auch ordentlich verwaltet werden; denn die veränderte Lebensweise der Indianer machte manche Anordnungen nothwendig. Das hatten auch die Bewohner Natickes gefühlt. Deshalb waren sie zu Eliot gekommen, daß er ihnen mit Rath und That helfe. Auch die oberste englische Behörde von Massachusetts war behülflich. Eliot ließ nach 2 Mos. 18. Hauptleute wählen über hundert, über fünfzig und über zehn. Dann schlossen sie unter sich einen Bund, dessen Statut so lautet: „Wir sind Söhne Adams. Wir und unsere Vorväter waren lange Zeit in Sünden verloren. Aber nun fängt das Erbarmen Gottes an, uns wieder zu suchen und zu finden.

Darum übergeben wir uns selbst und unsere Kinder Gott, um Sein Volk zu sein. Er soll uns in allen Sachen beherrschen. Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Gesetzgeber, der Herr ist unser König. Er will uns selig machen. Die Weisheit, welche Gott uns gelehrt hat in Seinem Buche, soll uns führen. O Jehovah! lehre uns Weisheit, sende deinen Geist in unsere Herzen, nimm uns zu deinem Eigenthum an und laß uns dich zu unsrem Gott nehmen."

Daß Eliot bei allen seinen Arbeiten für das äußere Wohl nie vergessen konnte, den Indianern etwas geistlicher Gabe mitzutheilen, weißt du. Das war ihm ja immer die Hauptsache. Wenn auch seine Hände die Axt führten, wenn auch seine Schultern Balken herbeitrugen zum Bau der Häuser, sein Herz und sein Mund war dem Dienste des Evangeliums gewidmet. Da ist dann während der Arbeit manch' seligmachendes Wort über seine Lippen gegangen, und hat hier und da einen guten Boden gefunden. Noch im Jahre 1651 konnte Eliot über den Fortgang des heiligen Werkes rühmen: „die Indianer nehmen zu, nicht nur an Erkenntniß, sondern auch an thätigen Beweisen der Gnade, die in ihnen mächtig ist." Von diesen thätigen Beweisen einige Beispiele.

Es war ein alter, schwacher Mann in der Stadt, für dessen Pflege während einer Nacht Eliot den Indianern 12 Pence bot. Aber Niemand wollte sich bewegen lassen, die Pflege zu übernehmen. Warum nicht? Weil Niemand sich die Pflege des Alten bezahlen lassen wollte. Die Liebe war in den Indianern mächtig, und in dieser Liebe, welche der Sohn Gottes giebt, haben sie sich des Armen angenommen. Eliot meint, daß der Herr diesem Armen das Leiden auferlegt habe, um die Herzen der Indianer zu prüfen und ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Liebe kund werden zu lassen.

Nun, lieber Leser, führe ich dich noch an ein Krankenbett eines der vornehmsten und angesehensten Indianer. Er hieß

Wamporas. Der ist in seiner Krankheit Vielen ein Glaubensprediger gewesen; seine letzten Tage haben manchen aus dem Schlafe aufgeweckt. Er erwartete den Tod mit so frommer Ergebung, daß ich glaube, er hat dadurch mehr Gutes gewirkt, als er während seines Lebens thun konnte. Seine Aufnahme in die christliche Kirche hatte er sehnlichst gewünscht; auch Eliot wollte sie gern. Er hatte sich aber in den Willen seiner englischen Landsleute fügen müssen, welche äußerst streng bei der Aufnahme in die christliche Kirche verfuhren. Wamporas mußte zu seinem großen Schmerze, wenigstens dem Namen nach, als Heide aus dieser Welt gehen. Da sitzt denn der Friedensbote an dem Bette des rothen Mannes, und tröstet ihn und verheißt ihm, daß sein lebendiger Glaube an Jesum Christum ihn dennoch in Abrahams Schooß tragen werde. Auf seinem Krankenlager sagte Wamporas u. A.: „Gottes Gnade giebt uns dreierlei in dieser Welt, Gesundheit und Stärke, Nahrung und Kleidung, Krankheit und Tod. Wenn wir von den beiden ersteren unsern Antheil bekommen haben, wie sollten wir auch nicht willig unsern Theil von dem dritten hinnehmen?" Seine letzten Worte waren: „O Herr! gieb mir Jesum Christum!" Als er nicht mehr sprechen konnte, erhob er fortwährend die Hände gen Himmel, so lange es seine Kräfte zuließen, bis zum letzten Athemzuge. Als Eliot ihn in der letzten Zeit besuchte, sagte er: „Wenn ich nun sterbe, so bitte ich euch inständig, daß ihr die, welche unsere Kinder bei sich haben, dringend ersucht, sie dazu anzuleiten, daß sie Gott erkennen, so daß sie einst ihre Landsleute wieder unterrichten können." Indem er sich an die Anwesenden wandte, sagte er: „Ich werde nun sterben; aber Jesus Christus fordert euch auf, zu leben. Möge der Herr euch regieren, daß ihr eine Kirchengemeinde bildet und nach der göttlichen Ordnung lebt. Glaubt an sein Wort und thut, wie er euch geboten hat." Seine Worte fanden Eingang und machten einen tiefen Eindruck. —

So schildert Eliot den Tod des Indianers, der selig im Glauben an seinen Herrn entschlafen ist. —

Schon lange war es des Heidenboten lebhaftester Wunsch gewesen, den Indianern die heilige Schrift in der Landessprache in die Hände zu geben. Aber die Uebersetzung war ein großes und schwieriges Werk, wie du aus dem schließen kannst, was wir oben über die indianische Sprache mitgetheilt haben. Wenn Eliot auch einen eisernen Fleiß hatte, so war seine Zeit mit Predigen und Reisen unter den Indianern und mit der Besorgung seiner englischen Gemeinde zu Roxbury so ausgefüllt, daß er kaum Zeit zu solcher wichtigen Arbeit finden konnte. Er hatte nur einzelne Abschnitte aus den biblischen Büchern übersetzen können. Ein Eingeborener war ihm dabei behülflich gewesen. Das Wort erwies sich an diesem als eine Kraft Gottes. An den übersetzten Abschnitten lernten die Indianer von Naticke lesen und schreiben. Zwei Indianer ertheilten unter Eliots Aufsicht den Unterricht in der Schule. Der hat viele Früchte gebracht, denn die Indianer sind von Gott mit herrlichen geistigen Fähigkeiten ausgerüstet. Eliot dachte auch noch weiter. Naticke sollte eine leuchtende Stadt auf dem Berge, eine Predigerin der Gottesthaten unter den heidnischen Indianern werden. Daher munterte er die Bewohner auf, das Evangelium in die wilden Gegenden ihrer Stammesgenossen zu tragen. Von einer in Naticke errichteten Missionsanstalt werden wir später hören.

So war denn unter die Bewohner Natickes ein schönes und herrliches Leben eingezogen. Die Verwaltung der Stadt war aufs schönste durch Eliot eingerichtet; ihre Bewohner trugen im Herzen das Verlangen, in Ordnung und Frieden mit einander ihrem Gotte dienen zu können. Ein Besuch, welchen der englische Gouverneur, John Endicott, in Naticke machte, hat an den Tag gebracht, welch' ein schöner Sinn dort herrschte. Die bürgerlichen Einrichtungen waren zu seiner vollsten Zufriedenheit. Aber wie hat er über die Macht des göttlichen Geistes, welcher

hier so sichtbar sein Werk trieb, staunen müssen, als er einem indianischen Gottesdienste beiwohnte. In der Versammlung nahm ein bekehrter Indianer das Wort und erklärte seinen Landsleuten die Gleichnisse von dem Schatze, der im Acker verborgen ist, und von dem Kaufmanne, welcher ausging, die Eine köstliche Perle zu suchen. Er fragte: „was ist das für ein verborgener Schatz? Antwort: Es ist die Bekehrung von der Sünde, der Glaube an Christum und die Vergebung der Sünde sammt allen göttlichen Gnadengaben. Auch das Gebet zu Gott, die Verehrung Gottes und das Halten seiner Gebote gehört dazu." Dann legte er seinen Zuhörern dringend an's Herz, wie es nun ihre Aufgabe sei, diese Perle von ganzer Seele zu suchen.

„Was ist das Feld," fuhr er weiter fort, „wo diese Perlen gefunden werden?" Antwort: „die Kirche Christi, welche hier am Orte gegründet werden soll." „Was heißt das, daß der Mann Alles verkauft, was er hat, um dieses Feld zu erlangen?" Antwort: „Ablegen sollt ihr alle eure Sünden, alle eure alten Gewohnheiten, euch trennen von euren Freunden, euren Ländereien und von allem Anderen, was euch abhalten könnte, hieher zu kommen, wenn ihr eine Kirche erhalten und aller dieser Perlen euch erfreuen wollt." Dann ermahnte der Indianer, muthig alle Hindernisse zu überwinden, welche sie von einer solchen Gottesgabe abhalten könnten.

Das zweite Gleichniß erklärte er ihnen auf ähnliche Weise durch Fragen und Antworten: „Wer ist der Kaufmann, welcher gute Perlen sucht?" „Das seid ihr Alle, ihr Indianer, die Gott anrufen, ihre Sünden bereuen und hierher kommen, um Gottes Wort zu hören. Ihr Alle kommt, die köstlichsten Perlen zu suchen." „Welches sind die guten Perlen?" „Es ist Jesus Christus und sein Reich. Darum glaubet an ihn und bekehret euch zu ihm, denn Beides ist vortrefflich und nothwendig." — So redete der Indianer mit einer Gewandtheit, daß seine Zuhörer gern und willig sich erzählen ließen von den Tha-

ten der Erlösung. Viele haben den rothen Mann gesegnet, denn er ward ihnen ein Führer zum Heilande. Eine Ansprache Eliots über die Worte des Heilandes: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, beschloß die schöne Feier. Der englische Gouverneur aber hat gesagt: die Tage, welche er unter den rothen Christen zu Naticke verlebt habe, seien die glücklichsten während seines Aufenthalts in Nordamerika gewesen.

Wir hörten schon bei der Erzählung von dem Ende des angesehenen Wamporas, daß er sich vor seinem Tode vergeblich nach der christlichen Taufe gesehnt, weil die englischen Freunde Eliots nicht hatten darein willigen wollen. Unserem Apostel schien indessen jetzt die Zeit gekommen zu sein, wo die Indianer sich zu einer christlichen Gemeinde vereinigen sollten. Darum lud er die benachbarten Geistlichen nach Naticke, damit diese die rothen Männer prüfen möchten, ob sie würdig seien, getauft und in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Der 13. Oktober 1652 war dieser wichtige Tag, welchen die Indianer den Tag der Fragen nannten. Einen Fast- und Bettag hatten sie ihm vorhergehen lassen, um den Herrn um seinen Segen und Beistand für die bevorstehende Prüfung zu erflehen. Es wurden ihnen von den englischen Geistlichen viele Fragen vorgelegt; selten oder nie blieben sie von den Indianern unbeantwortet. Die rothen Männer waren wohl gegründet in der Erkenntniß Jesu Christi: mancher europäische Christ hätte bei ihnen in die Schule gehen mögen. Aber Wissen und Erkenntniß allein macht noch keine Christen. Das steht fest. Das Christenthum ist die Religion des Lebens. Es will nicht gewußt, es will am eigenen Herzen erlebt und erfahren sein. Auch davon konnten die Indianer zu allgemeiner Erweckung und Erbauung offene Zeugnisse ablegen. Als sie aufgefordert wurden, ihre christlichen Erfahrungen mitzutheilen, brauchten sie nicht zu verstummen. Es haben sich mehrere von diesen schönen Bekenntnissen erhalten, die damals

in vielen Gegenden Amerikas verbreitet waren und mit großer Theilnahme gelesen wurden. Es sind rechte Thränen der Buße und der Freude, ein Aufjauchzen zu dem Manne, der erwürgt ist auf Golgatha um ihrer Sünden und Missethaten willen. Hören wir ein solches Bekenntniß. Vielleicht kennst du es schon aus anderen Missionsschriften. Allein es ist so schön, daß es unserm Büchlein nicht fehlen darf. Man liest es immer auch einmal gern wieder. Man möchte den Mann, der es gesprochen, — er heißt Totherswamp, — an sein Herz drücken. Hier nun ist es:

„Ich bekenne in der Gegenwart des Herrn, daß, ehe ich Gott anrief und anbetete, meiner Sünden viele waren. In der That, ich sprach nicht Ein gutes Wort, ich dachte nicht Einen guten Gedanken, ich that nicht Eine gute Handlung. Ich trachtete nach der Sünde und mein Herz war voll böser Gedanken. Als die Engländer mir von Gott sagten, achtete ich nicht darauf. Ich glaubte, es sei genug, wenn sie mich liebten. Ich hatte viele Freunde, die mich liebten; ich dachte, wenn sie gestorben wären, wollte ich Gott anbeten. Als sie nun gestorben waren, schämte sich mein Herz; ja, ich schämte mich anzubeten, und da ich nicht anbetete, so schämte ich mich auch. —

„Als Gott uns durch euch belehrte, wurde ich in meinem Herzen sehr beschämt. Da lehret ihr uns, daß Christus alle unsere Herzen kennt; daher sah er auch meine Gedanken, wie sie waren, und ich hatte gedacht, ich wollte Gott anbeten, wenn meine Freunde gestorben wären. Da sie nun gestorben waren, sollte ich Gott anbeten; aber mein Herz fürchtete sich, denn ich dachte, Christus kennte meine Gedanken. Da hörte ich von euch die Lehre: der erste Mensch, den Gott geschaffen hat, war Adam, und Gott machte einen Bund mit ihm: Thue du das, du und deine Kinder, so sollt ihr leben; thuet ihr es aber nicht, so müßt ihr sterben, du und deine Kinder. — Und wir sind Kinder Adams, arme Sünder, wir haben Alle gesündigt und den Bund unseres

Gottes gebrochen. Daher kommt das Böse in meinem Herzen; darum zürnet mir Gott; wir sündigen jeden Tag gegen ihn. Aber Gott hat seine große Gnade über uns walten lassen: er hat uns seinen eingebornen Sohn gegeben und verheißt, daß, wer an Christus glaubt, soll selig werden; denn Christus ist für uns, an unsrer Statt gestorben, für unsre Sünde und hat für uns den Willen Gottes erfüllt, denn ich kann keine gute Handlung thun; allein Christus kann es und allein Christus hat sie für uns gethan. Christus hat uns Vergebung verschafft und ist wieder auferstanden. Er ist zu Gott aufgefahren und bittet immer für uns, daher werden aller Gläubigen Seelen in den Himmel zu Christo kommen. Als ich aber das Wort Christi hörte, da er sagt: thut Buße und glaubet an das Evangelium — und ich wußte, daß Christus sieht, ob Jemand Buße thut, da sprach ich: finster und schwach ist meine Seele, und ich bin nur von Nacht umgeben, ich bin ein sehr sündiger Mensch, und nun bete ich zu Christo um das Leben. Ich hörte auch sagen, daß die Schriftgelehrten zu Christo gesagt haben: warum übertreten deine Jünger der Aeltesten Aufsätze? und daß Christus dagegen gefragt hat: warum übertretet ihr die Gebote Gottes? Da fürchtete sich mein Herz, daß ich auch so thäte; wenn ich die Indianer lehrte, daß ich nicht recht lehren könne und dadurch das Wort Gottes vergeblich mache. Wiederum sagte Christus: wenn ein Blinder den andern leitet, so werden sie beide in die Grube fallen; daher fürchtete ich, daß ich auch ein Blinder wäre, und daß ich die Indianer in die Grube leiten würde, wenn ich sie lehrte. — Das ist die Liebe Gottes zu mir, daß er mir alle Güter in der Welt giebt, und ich bin für sie alle dankbar. Ich bekenne: ich verdiene die Hölle. Ich kann mich nicht selbst erlösen, sondern ich übergebe Seele und Leib an Christum und vertraue ihm meine Seele an, denn er ist mein Erlöser. Ich schäme mich über alle meine Sünden; mein Herz ist gebrochen über sie und will vergehen; ich zürne mir selbst um meiner Sünden willen und bitte Christum, daß er

sie hinwegnehme, und sehne mich darnach, Vergebung zu erlangen."

Wo solche Bekenntnisse dem Herzen und Munde entströmten, da, meine ich, hätte man keinen Anstand nehmen dürfen, die christliche Taufe an den Indianern zu vollziehen. Das hatte Eliot auch gewünscht; die englischen Geistlichen aber wollten seinen Wunsch nicht erfüllen. Nicht deshalb, weil die christliche Erkenntniß der Indianer jenen Männern nicht genügte, sondern weil sie meinten, daß nur wirklich Erweckte in die christliche Kirche aufgenommen werden könnten. Darum schoben sie die Taufe noch auf einige Zeit hinaus, und Eliot fügte sich. Erst nach einigen Jahren ward ihm die Freude, in Naticke eine christliche Gemeinde zu haben.

Dadurch wuchs die Arbeitslast unseres Glaubensboten natürlich um ein Bedeutendes. Man sollte denken, so viele Berufsgeschäfte hätten die Kraft auch des lebendigsten Glaubens überstiegen. Die wären auch unserem Eliot unmöglich gewesen, wenn ihm nicht irgendwie Hülfe geworden wäre. Er hatte sich bereits aus den Eingeborenen mehrere Gehülfen herangebildet. In Naticke versahen zwei Indianer das Lehramt. Eliot führte über sie die Aufsicht.

Aber sein Glaube ruhte nicht; immer wieder trieb's ihn zu den Heiden. Neben diesen Städten entstanden nach und nach mehrere Indianerdörfer. Bis zum Jahre 1674 waren vierzehn Städte und Dörfer durch die betenden Indianer erbaut worden. In ihnen wohnte manches Kind Gottes. Ein glaubwürdiger Mann, welcher mit eigenen Augen den Segen des Evangeliums in ihnen geschaut, urtheilt darüber so: „Es ist so viel Gotteswerk unter ihnen, daß ich nicht umhin kann, es als etwas sehr Schlimmes, ja als ein großes Unrecht gegen Gott und seine Güte zu betrachten, wenn irgend Jemand es gering achtet. Zu sehen und zu hören, wie die Indianer ihren Mund öffnen, ihre Hände und Augen im Gebet zu dem lebendigen

Gott gen Himmel erheben, mit seinem Namen Jehovah ihn anrufen durch die Vermittlung Jesu Christi, zu sehen und zu hören, wie sie einander aus dem Worte Gottes ermahnen; zu hören ihr Bekenntniß des Namens Christi und ihrer Sündhaftigkeit — gewiß! es beweist, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist." — Aber nicht bloß fremde Augen schauten das Licht, welches der Heidenwelt Nordamerikas aufgegangen war; sie selbst erkannte es am meisten und hat Gott dafür reichlich gedankt. Sieh' her, lieber Leser. Da steht ein stattlicher Indianer vor unserem Friedensboten. Ein Marderfell deckt seinen Leib, aber in ihm schlägt ein Lammesherz. „Mein Herz lacht vor Freude," so redet der rothe Mann unsern Eliot an, „weil ich mich vor dir sehe. Wir Alle haben das Wort gehört, das du uns sendetest. Wie schön ist die Sonne heute! Aber vorher war sie roth und zornig, denn unsere Hände waren mit Blut befleckt, unsere Streitärte dürsteten nach Blut. Unsere Weiber heulten über den Tod ihrer Verwandten, beim letzten Schrei des Nachtvogels waren alle unsere Krieger auf den Beinen, die Schlangen zischten zornig nach uns, als wir gingen. Die wir hinter uns ließen, die sangen den Todesgesang. Aber nun lacht unser ganzes Volk vor Freude, uns auf demselben Wege mit dir gehen zu sehen, zum Vater der Geister. Unsere Herzen sollen Eines sein, komm mit uns in die Wälder, komm zu unsern Hütten am großen Strome. Wir wollen den Baum des Lebens dort pflanzen, von dem du sprichst, und unsere Krieger sollen unter seinen Blättern ruhen, und du sollst kommen und uns mehr von dem Lande sagen, wo kein Sturm und kein Tod ist, wo die Sonne allezeit strahlt. Wird das nicht gut sein? Was sagst du dazu, mein Vater?"

Was sagst du dazu, mein christlicher Leser?

Wie gut ist's, von der Sünde frei!
Wie selig, Christi Knecht!

Im Sündendienst ist Sklaverei,
In Christo Kindesrecht.

Im Sündendienst ist Finsterniß,
Den Weg erkennt man nicht;
Bei Christo ist der Gang gewiß,
Man wandelt in dem Licht.

Im Sündendienst ist Haß und Leid,
Man plagt und wird betrübt;
In Christo Reich ist Freudigkeit,
Man liebt und wird geliebt.

Fünftes Kapitel.

Die Gehülfen der Freude.

Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen dem Volk, das geboren wird, daß er es thut.
Psalm 22, 32.

Der Segen des Herrn, welcher so sichtbar die Missionsarbeiten unseres Eliot begleitete, hatte viele Freunde unter den englischen Kolonisten aufgemuntert, mitzuhelfen und mitzubauen am Reiche Gottes.

Die Reisekosten hatte Eliot bisher von seinem Gehalt, welches er von der Gemeinde zu Roxbury bezog, bestritten. Aber er hatte doch auch Verpflichtungen gegen seine zahlreiche Familie. Je weiter er seine Missionsreisen ausdehnte, desto mehr Kosten erwuchsen ihm daraus. Eliot hat das nun seine geringste Sorge sein lassen. Ward er zu fernen Heiden eingeladen, so machte er sich zu ihnen auf, unbekümmert um die dazu nöthigen Geldmittel. Seine englischen Freunde unter-

stützten ihn auch wohl. Insbesondere war es Peter Boyle, ein nach Amerika ausgewanderter Engländer, welcher unserem Glaubensboten seine Schätze öffnete. Eliots Glaube sollte noch Größeres erfahren.

Im Jahre 1647 war in England eine Schrift ausgegangen, welche von dem Tagesanbruche und Sonnenaufgange des Evangeliums unter den Indianern erzählte. Die hatte großes Aufsehen gemacht und in den englischen Christen das Verlangen entzündet, nähere Nachrichten über den Fortgang des Missionswerks in Nordamerika zu haben. Der ehrwürdige Prediger Scheppard zu Neu-Cambridge kam diesem Verlangen entgegen, indem er eine Schrift: „Aufgang des hellen Sonnenscheins des Evangeliums unter den Indianern" verfaßte. Mehrere englische Geistliche hatten dieselbe in London drucken lassen. Sie war den Lords und Gemeinen des Parlaments gewidmet. Dadurch wollte man bei diesen Männern die Theilnahme für Eliots Arbeiten erwecken. Und das gelang. Nicht bloß das Volk Englands hatte eine Liebe zur Missionssache gefaßt, das Parlament sogar nahm sie in seine Hände. Ein Comite sollte über die nöthigen Vorbereitungen und Anordnungen zur Pflanzung des Christenthums in Nordamerika berathen. Am 27. Juli 1649 las man öffentliche Bekanntmachungen, welche zur Mitwirkung an dem großen Werke aufforderten. Die Liebe des englischen Volkes ward nicht müßig: Gold und Silber ward auf den Altar der Mission gelegt.

Weniger die Geldmittel, als der Beschluß und die Anerkennung des Parlaments waren unserem Eliot eine große Freude. Mit den Liebesgaben, welche das Vaterland des Glaubensboten in Verbindung mit den englischen Christen in Nordamerika ihm darbrachte, konnten die Bedürfnisse der Geistlichen und Lehrer unter den Indianern reichlich bestritten werden. Ja, zur Unternehmung eines großen Werkes gaben sie dem Eliot Muth und Veranlassung.

Wir haben schon oben erwähnt, wie sehr die Indianer nach der heiligen Schrift verlangten. Eliot hatte einzelne Abschnitte derselben übersetzt, welche in den Schulen diktirt wurden. Mit der Nachricht von der ihm gewordenen Hülfe wachte der Entschluß wieder auf, mit allen Kräften an die schwierige Arbeit der Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift zu gehen. Einige Indianer hatte er gewonnen, welche ihn in diesem Werke unterstützen sollten. Denn er nahm's nicht leicht mit dieser großen Arbeit. „Ich betrachte die Uebersetzung der Bibel", so schreibt er, „als ein heiliges Werk, das mit großer Vorsicht, Sorgfalt und Ehrfurcht betrieben werden muß." Das fehlte unserm Uebersetzer nicht. Schon in England war das Studium der heiligen Schrift in den Grundsprachen seine Hauptbeschäftigung gewesen; jetzt sollte er erfahren, wozu der Herr seine reichen Kenntnisse gebrauchen wollte. — Das Gebet war bei der Arbeit seine Stärke. Im Jahre 1661 konnte er nach unendlichen Mühen das neue Testament vor sich sehen. Die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in Neu-England ließ es zu Cambridge in Nordamerika drucken. Der Tag, an welchem ihnen das Wort des Lebens in ihrer Muttersprache übergeben werden konnte, war sicher ein Festtag für die rothen Männer. Und sie bewiesen sich dankbar. Jeder hätte gern das schöne Buch gehabt, in welchem so herrliche und so beseligende Geschichten stehen. In kurzer Zeit waren die Exemplare der Auflage vergriffen.

Zwei bis drei Jahre nach dem Drucke des Neuen Testamentes konnte Eliot auch das Alte Testament ausgeben. Gegen Ende des Jahres 1663 hatten die Indianer die ganze heilige Schrift in ihren Händen.

Aber bei dieser Uebersetzungsarbeit ließ es unser Glaubensheld nicht bewenden. Einen Katechismus der christlichen Lehre hatte er schon früher verfaßt. Jetzt war seine Sorge darauf gerichtet, seinen christlichen Indianern neben der

heiligen Schrift auch andere Bücher zur Förderung und Stärkung ihres Glaubens in die Hände zu geben. So übersetzte er zuerst Rich. Barter's „Zuruf an Unbekehrte." *)

---

*) Manchem meiner Leser wird's vielleicht willkommen sein, darüber Eliots Brief an Richard Barter und dessen Antwort lesen zu können. Hier ein kurzer Auszug daraus. Eliot schreibt an Barter: Wie dunkel auch immer das Gewölk ist, und wie arg der Sturm, bei alle dem hat doch das Werk Jesu Christi einen gesegneten Fortgang, und in diesen Wolken kommt Christus, um sein Reich aufzurichten. Ja! ist er nicht schon in Kraft und großer Herrlichkeit gekommen? Und wenn Christus so verherrlicht worden ist durch das Blut seiner Zeugen, wie groß wird die Herrlichkeit sein bei ihrer Auferstehung! Eure Standhaftigkeit, die ihr beweiset in der Hitze des Sturmes, und eure große Zahl dient uns zur Demüthigung und Erweckung, wenn wir in der Ferne schon bei dem scheinbaren Herannahen des Sturmes einer Versuchung zu wanken und zu weichen beginnen. Wir waren nicht frei von Gefahren; aber der Arm des Herrn hat uns bis hieher geholfen, Wie groß aber auch immer die Prüfungen und Beschwerden waren, wir mußten unsere Sorge dem vorliegenden Werke widmen und nicht zaudern und nicht ablassen. Mein Werk der Bibelübersetzung in die Indianersprache ist mit der gütigen Hülfe des Herrn vollendet, obwohl nicht ohne große Schwierigkeiten, und ich sinne darüber nach, was nun zunächst zu thun ist. Wiewohl das Wort Gottes das beste aller Bücher ist, so ist es doch für die menschliche Schwachheit eine nicht geringe Unterstützung, auch die Arbeiten frommer Diener Jesu Christi zu benutzen. Deshalb habe ich mir vorgenommen, wenn ich sehe, daß es dem Herrn gefällt, mein Leben zu verlängern, ein kleines Buch von euch für sie zu übersetzen, betitelt: Zuruf an Unbekehrte. Die eindringende Schärfe und der lebendige Geist dieses Buches wird mit Gottes Segen ihnen von großem Nutzen sein. Doch, da der gute Gott eure Tage noch verlängert und ich euch noch im Lande der Lebendigen sehe, so wollte ich dieses nicht thun, ohne euch zuvor davon zu benachrichtigen, um so die Unterstützung und den Segen eures guten Rathes und eures Gebetes zu genießen. Ich glaube, daß es euch nicht angenehm sein wird, wenn der Ruf Christi durch eure frommen Bemühungen in ihrer eigenen Sprache den Indianern zu Ohren dringet, und ihr selbst so diesen armen Menschen predigt. Ich habe die Arbeit bereits begonnen und finde einen großen Unterschied von meinen früheren Uebersetzungen.

Das Buch wurde mit großem Eifer gelesen, und dem Eliot war das ein hinlänglicher Lohn für seine Mühen. Manchem Indianer ist das Wort Baxters wie ein Schwert durch die Seele gegangen. Eliot besuchte einst einen schwer erkrankten Häuptling. Die Wände seiner Wohnung waren mit den Triumphzeichen des früheren heidnischen Lebens behangen: es waren die Schädelhäute der erschlagenen Feinde. Aber siehe, — da sitzt der, welcher sie sich einst mit so großer Kaltblütigkeit erbeutet, auf seinem Lager, und mit heißen Thränen der Reue benetzt er die Blätter des „Zurufs an Unbekehrte."

So halfen denn die heilige Schrift und jene christlichen Bücher dem Eliot an seinem heiligen Werke für die Ausbreitung des Evangeliums. Da, wohin Eliot mit seinem Worte nicht dringen konnte, haben sie dessen Stelle vertreten. Ich meine, bessere Stellvertreter hätte er sich nicht verschaffen können.

Ich bin genöthigt, bisweilen den Ausdruck zu verändern, um es ihnen leichter und verständlicher zu machen, wobei ich nicht so gebunden bin, wie bei der Uebertragung der heiligen Schrift. — Es freut mich, die wundervolle gnädige Wirkung des göttlichen Geistes bei seinen Heiligen in ihrer demüthigen Zurückgezogenheit zu sehen und zu fühlen! O, wie köstlich und mächtig wirkend ist das Amt des Kreuzes! Ich ersuche euch, laßt mich Antheil haben an eurem frommen Gebete in eurem Kämmerlein, wenn der Herr die Thür verschließt und doch in euch selbst ist und euer Herz durch die Kraft seiner Gegenwart erglühen läßt."

Richard Baxter antwortet dem Eliot unter Anderm: „Ich freue mich höchlich über die Freiheit, die Hülfe und den Erfolg, was Christus euch so lange bei diesem Werke gewährt hat. Es lebt kein Mensch auf Erden, dessen Werk ein ehrenvolleres und besseres wäre, als das Eurige, und es sind Viele hier, die es sich zur Ehre rechnen würden, eure Mitarbeiter zu sein. Es sind Viele hier, vermuthe ich, die gern irgend wohin gehen würden, zu den Persern, Tartaren, Indiern oder zu irgend einem andern ungläubigen Volke, um das Evangelium zu verkündigen, wenn sie glaubten, brauchbar sein zu können."

Allein er hatte noch andere Gehülfen seiner Freude. Sie kamen ihm zunächst nicht aus den christlichen Ländern Europas oder Amerikas; er selbst hat sie sich aus den christlichen Eingebornen herangebildet. Das war und ist eines jeden Missionars Hauptaufgabe gewesen. Was helfen einem Lande zehn, zwanzig Missionare, wenn aus ihm selbst die Glaubensprediger nicht geboren werden! Der Chinese Leanga-Fah z. B. hat mehr für die Ausbreitung des Evangeliums unter seinen Landsleuten thun können, als alle Missionare vor ihm. Die Wichtigkeit solcher eingebornen Gehülfen hatte Eliot wohl erkannt. Die geistigen Fähigkeiten der Indianer für den Dienst seines Gottes zu benutzen war daher sein Hauptbestreben. So faßte er denn den vielleicht allzu kühnen Entschluß, zu Naticke eine Gelehrtenschule für die Indianerjünglinge einzurichten, damit sie, von da entlassen, fähig seien, auf der Hochschule zu Neu-Cambridge ihre Studien fortsetzen zu können. An zweitausend Thaler kostete die Einrichtung dieser Unterrichtsanstalt. Da mußten denn die wilden Indianerjünglinge unter Eliot's Leitung griechisch und lateinisch lernen. Das wollte ihnen aber gar nicht gefallen. Die Einen verließen ihre Bücher, die Andern gingen statt nach Cambridge in die Urwälder ihrer Väter zurück, und die Besten — raffte der Tod dahin. So war denn die ganze Einrichtung vergeblich gewesen. Aber Eliot hatte noch nicht den Muth verloren. Obgleich ihm seine christlichen Freunde riethen, abzustehen von dem Werke, so versuchte er es dennoch noch einmal mit anderen Indianer-Jünglingen. Vergebens wies man darauf hin, daß das Mißlingen der ersten Arbeit ein Wink Gottes sei. Er blieb bei seinem Vorsatze. Es sei eine Prüfung Gottes, sagte er, ob sein Herz auch in rechter Liebe für das arme Volk glühe. So fing er denn in Hoffnung von Neuem an, griechisch und lateinisch zu lehren. Auch mit diesen neuen Zöglingen wollte es so recht nicht gelingen. Er gab daher den ganzen Plan auf. An

seine Stelle trat etwas Besseres. Statt in die Griechen und Römer führte er seine Schüler in die heilige Schrift hinein. Und das war ihnen willkommen. Sie saßen mit Lust und Liebe zu den Füßen ihres Lehrers und fanden Gefallen an der einfachen Erhabenheit der biblischen Geschichte.

Bloße Gelehrsamkeit macht zum Arbeiten im Reiche Gottes gerade nicht geschickt. Das hatte nun Eliot selbst an seinen Indianern gesehen. Hatte Gott seinen Segen zu jener Unterrichtsanstalt nicht gegeben, so verließ Er ihn dennoch nicht. Er erweckte unserem Friedensboten andere Gehülfen. Die Männer, welche früher im Heidenthume ihre Horden zu Kampf und Streit geführt, deren Hand die Streitart zum Blutvergießen geschwungen, führten jetzt ihre Landsleute zu dem Quell des Friedens. Für die Streitart hatten sie das zweischneidige Schwert des Buches der Bücher in die Hand genommen. Indianische Häuptlinge wurden die ersten lebendigen Verkündiger der Großthaten Gottes unter ihrem Volke. Höre, wie das kam.

Als das Christenthum auch in der Indianerwelt die alten Formen früherer Verfassung gestürzt und ein neues Gemeindewesen auf christlicher Grundlage sich gebildet hatte, da war die Zeit unumschränkter Herrschaft, mit welcher die Häuptlinge die Stämme geknechtet hatten, vorüber. So viele ihrer selbst den Grund des Glaubens fanden, entsagten willig ihrer Macht und Herrschaft. Sie fingen an Diener ihres Heilandes zu werden. Ihr Ansehen boten sie dem Evangelium zum Dienste an. — Das muß eine selige Veränderung gewesen sein.

Unter jenen Häuptlingen, deren Eliot sich besonders zur weiteren Ausbreitung des Christenthums bediente, waren vorzüglich zwei sehr thätig. Ihre Namen sind Waubon und Schawanon. Den Erstern kennen wir schon. Er war jener Häuptling, welcher dem Eliot bei seinem ersten Missionsversuche so freundlich entgegengekommen war und ihm ein Obdach

in seiner Wohnung angeboten hatte. Der war von jener ersten Predigt ergriffen worden, als er von dem Winde im Reiche Gottes hörte, welcher die Todtengebeine wieder lebendig mache. *) Bei seinem zweiten Besuche war Eliot Zeuge von der Liebe, welche Waubon zu der Predigt des Evangeliums gefaßt. Als Eliot sich zur Ruhe begeben hatte, da war der Häuptling den Indianern, welche sich in seinem Zelte eingefunden hatten, während der Nacht ein Prediger geworden. Er sprach zu ihnen von dem, was Eliot ihnen Tags zuvor verkündigt hatte, mit so hinreißender Begeisterung und Beredtsamkeit, daß seine Zuhörer des Schlafes vergaßen. Ja, und dann noch, als dieser sein Recht gefordert, hatte der Häuptling sich immer wieder von Neuem erhoben, um mit seinen Indianern zu reden von dem, was sie gehört hatten. Als Nonanetum erbaut war, hatte er seine Häuptlingswürde niedergelegt und war ein treuer Diener und Zeuge Jesu Christi geworden. Zahlreiche Stämme verehrten ihn als ihren Friedensboten. Bis an sein Ende war er thätig für die Ausbreitung und Pflanzung des Evangeliums. Es muß eine liebe, gottinnige Seele gewesen sein. Stellen wir uns an sein Sterbebette. Das hat, wie in so vielen Fällen, auch am rothen Häuptlinge offenbar gemacht, daß er sich hat weiß waschen lassen in dem Blute des Lammes von Golgatha. Eliot steht an seinem Lager, seine Freunde klagen und weinen. Da öffnet er vor ihnen noch einmal seinen Mund. „Meine Freunde und meine Kinder!" sprach er, „weinet nicht sehr und klaget nicht um mich in dieser Welt. Mein Leib ist zerbrochen von Krankheit und Schmerz, aber ich will Deines Namens gedenken, o Gott! so lange ich lebe. Ich möchte jetzt sagen, wie jener sagte in der alten Zeit: Ach, daß meine Reden geschrieben würden, ach, daß sie in ein Buch gestellet würden, mit einem eisernen Griffel auf Blei und zu ewigem Gedächtniß auf

---

*) Waubon heißt Wind.

einen Felsen gehauen würden! Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und ich werde in meinem Fleische Gott sehen! Das ist Deine Liebe, o mein Gott!" Das sind seine letzten Worte gewesen. Kurz nachher ist er gestorben. Jetzt steht er, lieber Leser, vor dem Throne des Lammes unter dem Heer der Heiligen im Licht und singt mit den übrigen den ewigen Preisgesang seines Erlösers. Da werden wir ihn sehen und ihm die Hand reichen. Das walte der Herr!

Mit derselben Liebe, demselben Eifer, wie Waubon, wirkte der andere gläubig gewordene Häuptling, Schawanon, für das Wohl der Seinen. Einen andern einheimischen Lehrer nennt Eliot Anuwakin, welcher Vorsteher der Stadt Hassuninaset war. „Hassuninaset," sagt Eliot, „ist unsere nächst größte Stadt; da lebten ihre Vorfahren, da liegt ihr Erbe. Der Leiter derselben ist Anuwakin, der Lehrer ist sein Bruder." Rührend ist's, was unser Glaubensbote über Anuwakin berichtet. Er hatte sich einmal von seinem Zorne hinreißen lassen und war von Eliot zur Milde ermahnt worden. Er selbst hatte sein Unrecht gefühlt, und obgleich ihn Eliot seiner und aller Anderen Verzeihung versicherte, konnte er sich doch nicht über seinen Fehltritt beruhigen. „Ach!" sagte er, „das Schwerste ist, von mir selber dafür Verzeihung zu erhalten."

Das waren Eliots Gehülfen der Freude aus den eingebornen Indianern. Daß ihre Wirksamkeit für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten gesegnet war, bezeugt Eliot zu verschiedenen Malen.

Auch unter den europäischen Predigern, welche bei den englischen Gemeinden in Nordamerika angestellt waren, erwachte der Missionsgeist. Richard Bourne heißt der Mann, welcher sich zu den Indianern in Neu-Jersei mit der Pre-

digt des Gekreuzigten aufmachte. Der Herr hatte ihm dazu den Muth gemacht, als sein erster Missionsversuch unter den nächsten Indianern mit gesegnetem Erfolg gekrönt war. Da war er denn weiter vorgedrungen und hatte die Freude, die Indianer willig zu finden, ein von der Regierung geschenktes Stück Land zu bebauen und sich daselbst niederzulassen. Ein gläubiger Indianer, Simon, ward sein Nachfolger, als Bourne aus seinem Arbeitsfelde abberufen wurde.

Johann Cotton, Prediger bei der englischen Gemeinde in Neu-Plymouth, hatte ebenfalls eine Liebe zu der indianischen Heidenwelt gefaßt. Wöchentlich einmal hatte er die Heiden um sich versammelt, um ihnen das Wort des Lebens anzubieten. Mehr als fünfhundert Indianer waren durch seine Bemühungen gläubig geworden. So schien denn die Stunde der Erlösung für die indianische Heidenwelt geschlagen zu haben.

Einen Mann noch müssen wir näher kennen lernen, welcher nächst Eliot den Indianern ein leuchtender Stern geworden ist, welcher Viele zur Gerechtigkeit gewiesen hat. Es ist Thomas Mayhew, oder richtiger, es ist die Missionsfamilie Mayhew. Eliot hatte früher von ihr Nichts gewußt. Erst als Naticke erbaut war, hörte er von dem großen Wunderwerke, das Gott durch die Mayhews unter den Indianern ausgerichtet hatte. Thomas Mayhew, Kaufmann in Southhampton in England, war nach Nordamerika ausgewandert und hatte, nachdem er anfangs bei Watertown sich niedergelassen, die fruchtbare Insel an der Südküste von Massachusetts, Martha's Weinberg gekauft. (1641.) Sein Sohn Thomas, ein von der Liebe Christi entflammter Jüngling, war von dem Vater zum Vorsteher der neuen englischen Niederlassung bestellt worden. Der hatte nun neben der äußern Leitung der Niederlassung auch das Amt des Seelsorgers übernommen. Das Amt hat ihm so reiche Freude ge-

bracht, daß er bald den Entschluß faßte, seine Wirksamkeit nicht bloß auf die Engländer zu beschränken, sondern auch die Heiden einzuladen, daß sie herzukämen, „mit Ihm das Mahl zu halten."

Sein erster Versuch war über alles Bitten und Verstehen gelungen. Er hatte sich an einen jungen Indianer, Hiakumes, welcher häufig in sein Haus gekommen war, mit der Predigt des Evangeliums gewendet. Und die war nicht ohne Einfluß auf den Indianer geblieben. Er konnte bald beweisen, daß er bereit sei, für den gesegneten Umgang mit Mayhew Schmach und Spott zu leiden. Ein Häuptling hatte ihn wegen seines Umganges mit dem christlichen Engländer gestraft, — Hiakumes erduldete das mit freudiger Ergebung. Diese duldende Liebe war den Indianern aufgefallen, und als man ihn nach dem Grunde derselben fragte, antwortete Hiakumes die schönen Worte: „Ich habe eine Hand für Beleidigungen, die andere für Gott; und während ich mit der einen das mir zugefügte Unrecht aufnehme, halte ich mich mit der anderen desto fester an Gott." Solch' Bekenntniß gab dem Mayhew freudige Hoffnung. Er unterrichtete den Indianerjüngling in der christlichen Lehre, und bald konnte Hiakumes, ein Bote des Friedens, mit der Botschaft des Friedens unter seine heidnischen Landsleute treten. In diesem Werke hat er denn manche Indianerseele zu den Füßen seines Heilandes gelegt.

Mayhew hatte nicht sogleich den Erfolg seiner Arbeiten vor Augen, von welchem Eliot nach seinem ersten Missionsversuche rühmen konnte. Er hatte sich aber dadurch nicht irre machen lassen, sondern harrte in treuem Glauben aus. Nach zwei Jahren treuen Säens auf Hoffnung sah er die ersten Früchte.

Im Jahre 1646 wird Martha's Weinberg von einer furchtbaren Seuche verwüstet. Hunderte von Indianern liegen ohne Gott, ohne Hoffnung auf ihren Lagern. Aber was ist

das für ein Mann, der da liegt in seiner Krankheit, mit seinem Gotte und fröhlich in Hoffnung? — Es ist Hiakumes, der Indianerjüngling, dem Mayhew den Weg zu dem großen Weltenarzte gewiesen hat. Nun, lieber Leser, der hat auf seinem Krankenlager sich recht an diesen Arzt gehalten, und das ist ihm reichlich gelohnt worden. Während seine Landsleute dahingerafft wurden, genas Hiakumes. Der Herr hatte ihn zum Dienste in seinem Weinberge aufbehalten. Das erregte unter den Indianern Aufsehen und Verwunderung. Hiakumes soll vor dem Häuptling Towanquatick erscheinen; er soll ihm sagen, wodurch er von seiner Krankheit befreit worden sei. Und als der rothe Mann vor seinem Häuptlinge steht, da giebt ihm Gott ein fröhliches Aufthun seines Mundes. Er bekennt Jesum Christum und die Barmherzigkeit und die Gnade, die ihm sein Heiland erzeigt: und rühmet und preist und lobt Gott, welcher ihn in seinem Sohne geliebet hat. Das erweicht des Häuptlings Sinn. Von dem Heilande, der die Kranken heilen und solche Freude geben kann, möchte er mehr hören. Sein Wunsch kann erfüllt werden. Der weise Mann aus England ist ja auch für ihn bereit. Darum wendet er sich an Mayhew mit der Bitte, seines Volkes Lehrer zu werden und ihm zu predigen von den Dingen, die da erzählt sind von Jesu von Nazareth. „Sei für uns," ließ ihm Towanquatick sagen, „wie Einer der am Stromwasser steht und viele Gefäße füllt." Das ist eine indianische Redensart; du verstehst sie. Und Mayhew machte sich auf zu füllen aus dem Strome des Lebens in die Herzen der armen Heiden; ein heiliger Bund ward zwischen ihm und den Indianern geschlossen. Seligere Früchte hat nie auf Erden ein Bund über ein Volk gebracht, als dieser. Denn sein Statut hieß: Mayhew kommt alle vierzehn Tage zu uns, um uns zu predigen, und zu leiten das Wasser des Lebensstromes in die Gefäße der Indianerherzen. Mayhew hat sein Wort treulich ge-

halten. Er hat ihnen geschöpft, und sie, sie haben das Wasser mit Begier aufgenommen, von welchem der Heiland sagt, daß wer es trinke nimmer dürsten werde.

Aber das sahen die heidnischen Zauberer nicht gern. Sie rotteten sich zusammen wider Mayhew, wider Towanquatick. Zu ihnen gesellen sich die benachbarten Häuptlinge mit ihren Indianerschaaren. Towanquatick ist seines Lebens nicht mehr sicher. Was soll er thun? Soll er falschen Frieden begehren und sich wieder dem Heidenthume in die Arme werfen? Das kann er nicht. Der Zug zum Sohne Gottes ist zu mächtig in ihm. Er bleibt treu und hält fest an der Predigt von Christo. Ja, er ist so weit gegründet in der Liebe Jesu Christi, daß er für Ihn gern Wunden getragen hat. Mayhew besuchte den Indianerhäuptling, als er auf seinem Krankenlager danieder lag. Da pries und lobte der rothe Mann seinen Gott, der ihn aus den Händen seiner Feinde errettet hatte.

Eine große Beute machte in eben dieser Zeit der Herr durch ein Bekenntniß des Hiakumes. Als die Powahs mit allen Machtsprüchen gegen Towanquatick und Hiakumes Nichts ausrichteten, als ihr großer Geist, welchen sie zur Rache gegen die jungen Christen aufgerufen, nicht mit seinen Donnern daherfuhr, so verzagten die Indianer an der Macht ihrer Götter und derer, welche sich ihre Priester nannten. In einer Indianerversammlung nahm Einer das Wort und fragte: wer unter den Anwesenden die Powahs nicht fürchte. „Es giebt Keinen, der sie nicht fürchtet!" antwortete man. Aber sie hatten sich verrechnet; Einer fürchtete sie nicht. Es war Hiakumes. „Die Powahs," bekannte er vor allem Volk, „mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, und daher können alle Powahs in der ganzen Welt mir Nichts zu Leide thun; ich bin Einer, der sie nicht fürchtet." Das Bekenntniß des Hiakumes hat

viele Herzen dem Lamme Gottes gewonnen. Vergebens warteten die heidnischen Indianer, ob nicht der große Geist mit den Wettern seines Gerichtes über Hiakumes daherfahre. Aber wie glücklich mußten sie den preisen, welcher von der Zaubermacht ihrer Priester befreit einen Gott anbetete, gegen welchen alle heidnischen Götter ohnmächtig waren. Was sollen wir thun, daß wir deinem Gotte gefallen mögen? Welche Dinge gefallen ihm nicht? Das waren die Fragen, mit welchen sie sich an ihren glücklichen Landsmann wandten. Hiakumes predigte ihnen die Freiheit, welche das Evangelium von Jesu Christo giebt, und forderte sie auf, ihr Heidenthum zu lassen und sich dem lebendigen Gotte in die Arme zu werfen. Und es war die Zahl derer, welche sich verbanden, Diener des großen Gottes der Weißen zu werden, an zwei und zwanzig. — Das war ein neuer Grund, den Zorn der Powahs aufs Höchste zu steigern. Aber wie sie sich auch gebehrden mochten, Hiakumes blieb getrost und voll guter Zuversicht mit den Seinen.

Du kannst denken, welch' liebe Botschaft dem Mayhew gebracht ward, als er von den Dingen hörte, welche Gott durch Hiakumes unter den Indianern ausgerichtet hatte. Nun zeigte sich's um so offenbarer, von welcher Liebe er gegen die heidnischen Völker beseelt war. Nach so günstigen Erfolgen schien es ihm Zeit, mit neuem Eifer das Netz nach den Indianerseelen auszuwerfen. Lehrend und predigend, warnend und strafend, durchzog Mayhew die Insel, um die Wohnungen der Wilden in Friedenshütten umzuwandeln. Kein Sturm ist ihm zu mächtig, keine Sonnenhitze ist ihm zu brennend, als daß sie ihn an seinem heiligen und großen Werke hindern könnte.

Liebe erweckt wieder Liebe. Das fühlten die Wilden unserem Glaubensboten an, daß ihn nicht die Hoffnung auf zeitlichen Gewinn, daß ihn nicht irdische Nebenrücksichten in ihre Hütten getrieben hatte; seine Liebe zu ihnen strahlte aus seinem

Angesichte, — darum hatten auch sie ihn lieb. Mancher Indianer hat den Tag gesegnet, an welchem er den Mayhew in seine Hütte aufnehmen und bewirthen durfte. Zum Dank für diese Gastfreundschaft hat er ihnen das Wort von Jesu Christo gesagt. Und das haben sie ihm nicht vergessen. Wenn Mayhew in seine Wohnung zurückgekehrt seinen gewöhnlichen Arbeiten auf Acker und Feld nachging, — denn im Schweiße seines Angesichts hat er mit seiner Hände Arbeit sich und seiner Familie das tägliche Brod verdienen müssen, da seine Gemeinde ihm weniger als Tagelöhners Lohn geben konnte, — wenn er zu Hause bei seiner Familie war, dann strömte das dankbare Indianervolk zu ihm, um aus seinem Munde das Wort des Lebens zu hören und zu lernen. Das ist ihm ein süßer Lohn seiner Arbeiten für das Reich Christi gewesen. Denn nun war's ihm gewiß, daß Gott sich aus diesen Heiden ein willig und bereit Volk erziehen wolle. — Es muß ein Leben und Bewegen auf der Insel gewesen sein, wenn an fünfzig Familien daherzogen, Alle von dem Einen Wunsche beseelt, die Predigt des Gekreuzigten aus dem Munde Mayhews zu hören.

Bald hatte sich ein ansehnliches Häuflein um den Glaubensboten gesammelt. Auch zwei Powahs waren darunter, welche Jesum Christum als ihren Heiland erkannt hatten. Ihrem Beispiele waren an fünfzig Indianer gefolgt, so daß die Zahl derer, die da gern selig werden wollten durch den Glauben an den eingebornen Sohn Gottes, zweihundert betrug. So stand Gottes Sache auf Martha's Weinberg etwa um's Jahr 1650, zu der Zeit, wo Eliot die Stadt Naticke für seine Indianer gebaut hatte. Die beiden Gottesmänner, Eliot und Mayhew, kannten einander nicht, wußten auch Nichts von ihrer Liebesarbeit unter den Heiden. Erst jetzt, um 1650, hatten sie von einander gehört und von dem Werke, das Gott durch sie ausgerichtet hatte. Das war ein fröhliches Begegnen!

Die Indianer Mayhew's gingen bei denen Eliot's in die Schule. Sie hatten von diesen gesehen und gelernt, wie schön es sich doch in einem geordneten Gemeindewesen wohnen lasse. Das stellten sie ihrem Lehrer Mayhew vor und baten ihn, er möge dem Beispiele Eliots folgen und Hilfe thun, daß auch sie wohnen möchten, wie jene Stammesgenossen. Mayhew konnte sich ihrem Wunsche nicht entziehen. Es ward eine kleine Stadt gebaut, darinnen wohnten die betenden Indianer von Martha's Weinberg. Gott hat diese Stadt eine Missionsstadt für die ganze Insel werden lassen. Nach und nach bauten sich mehrere Indianer an, und wenn auch nicht Alle zum Christenthum bekehrt waren, so muß man doch das von ihnen sagen, daß sie Gefallen hatten an der christlichen Lehre: denn selten haben sie bei einer Predigt Mayhew's gefehlt. In wenigen Jahren kannten 1500 Indianer den dreieinigen Gott. Und wie kannten sie ihn! Sie führten das Christenthum nicht im Munde, nicht im Kopfe; es saß bei ihnen da, wo es sitzen muß, wenn's rechter Art ist. Es wohnte in ihren Herzen. Es war Lebe- und That-Christenthum. Davon zeugen dir die beiden Indianer, von welchen ich hier berichten kann.

Mayhew hatte einmal in der Wohnung eines der angesehensten Indianer Zeugniß abgelegt von der Hoffnung, die in Christo Jesu ist. Der Sohn des Mannes war davon lebendig ergriffen worden und sehnte sich nach tieferer christlicher Erkenntniß. Mayhew schien ihm der einzige Mann, welcher ihn dazu führen konnte. Was thut der Indianerjüngling? Freudig zieht er aus von seinem Erbe, verläßt Vater und Mutter, Haus und Hof und legt sich auf Martha's Weinberg zu den Füßen des christlichen Lehrers. Aber sein Vater, sein Volk schnaubt Rache gegen ihn. Als er sich einmal auf dem heimathlichen Boden sehen läßt, bricht eine Verfolgung gegen ihn aus. Er läßt sich dadurch nicht von dem angefangenen

Laufe abschrecken; die Liebe Jesu Christi war mächtiger in ihm als die Liebe zu Vater und Mutter, zu Haus und Hof. Er läßt sich in der neuerbauten Indianerstadt auf Martha's Weinberg nieder. „Wenn die Meinigen," so bekannte der Mann voll freudigen Glaubens, „wenn die Meinigen eine Lanzenspitze auf meine Brust setzten und sagten, sie würden mich durchstechen, wenn ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, selbst wenn sie mir versprechen, mich wieder eben so lieb zu haben als vorher. Denn wenn ich auf den Theil meines Lebens, wo ich Gott nicht kannte, zurückblicke, so muß ich es hassen, als ein nichtswürdiges, aber der Weg, welchen Gott mir in seinem Worte offenbart, gefällt mir und ist gut." Nicht wahr, lieber Leser, der Mann wußte, warum der Heiland die selig preist, welche um seinetwillen Schmach und Verfolgung von den Menschen leiden.

Wir dürfen uns aber die Indianer von Martha's Weinberg nicht so denken, als ob sie, nun zufrieden mit ihrem Loose, in behaglicher Ruhe dahin gelebt hätten, ohne sich um die Ehre des Heilandes unter ihren heidnischen Mitbrüdern zu bekümmern, nein, in vielen Seelen erwachte der Durst, auch andere ihrer Brüder nach dem Fleisch auf den gewissen Grund zu gründen, auf welchem sie standen. Sie sind ausgezogen und sind treue, fleißige und geschickte Verkündiger der Tugenden dessen gewesen, der sie berufen hatte von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.

Da denke dir nun einmal einen rothen Mann vor seinem Häuptlinge stehend, umgeben von seinen Stammesgenossen. Mayhew hat so eben seine Predigt vollendet. „Wie gefällt euch das, was ihr eben hier gehört habt?" fragt der Indianer. Man antwortet ihm, daß es sehr gut sei. Damit ist aber der rothe Mann nicht zufrieden. „Warum nehmt ihr es denn nicht an, wenn ihr es sehr gut findet?" prüft er weiter. Doch er

kann die Antwort auf diese Frage nicht abwarten; vielleicht weiß er schon zum Voraus, daß ihm doch nicht das Richtige gesagt wird. Darum giebt er selbst ihnen die rechte Antwort. Er weist sie auf ihre Sündenliebe hin, welche ihnen wie eine Decke den Weg Gottes vor ihren Augen verhülle. „Ich will euch den Grund sagen, warum ihr die Predigt von dem Einen Gotte nicht annehmet. Ihr erkennet eure Sünden nicht, ihr liebet eure Sünden noch. So lange ich den Sünden diente und an ihnen Gefallen fand, habe auch ich mich nicht um den Weg Gottes zu meiner Seligkeit bekümmert; aber seitdem ich durch Gottes Gnade Sünden-Erkenntniß empfangen habe, und ich meine Sünden hasse, gefällt mir Gottes Rathschluß."

Das sind einige von den Missionsblumen, welche der himmlische Gärtner durch die Arbeiten Mayhews auf Martha's Weinberg gepflanzt hatte. Es stehen noch manche andere darin, voll lieblichen Duftes, die zusammengewunden einen herrlichen Missionsstrauß geben würden. Allein der enge Raum dieses Büchleins will's nicht leiden, daß ich ihn dir hier binde.

Hier noch etwas über Mayhew's letzte Tage. Nicht zufrieden mit dem, was er auf Martha's Weinberg gewirkt hatte, wünschte er, die europäischen Christen, namentlich die Englands, für das Missionswerk unter den Indianern anzuregen. Im November 1657 bestieg er ein Schiff, welches ihn an die heimathliche Küste bringen sollte. Gott hat diesen Wunsch nicht in Erfüllung gehen lassen. Das Schiff zerschellte auf dem Meere, — und der theuere Mann verlor sein Leben in den Wellen.

Die Nachricht von dem Tode Mayhews überzog Martha's Weinberg, wo so fröhliche Saaten Gottes grünten, mit einem Trauerflor. Die Stelle, wo er von seinen Indianern Abschied genommen, wo er ihnen das letzte Wort gesagt, und wo sie ihn zum letzten Male geschaut hatten von Angesicht zu

Angesicht, ihn, den Mann voller Liebe und Hingebung, die Stelle ward ihnen ein Heiligthum. Dahin sind sie oft zusammengekommen und haben mit einander geweint um den geliebten Todten.

Ist denn nun der Garten Gottes auf Martha's Weinberg verödet? Nein, das ist er nicht: aber einen solchen Gärtner, wie Mayhew war, hat er nicht wiedergefunden. Die Indianer baten Eliot, sich ihrer anzunehmen und das Seelsorgeramt an ihnen zu üben. Der hätte das gern gethan, aber er war alt und hatte vollauf zu thun, die Seelen zu pflegen, welche Gott ihm anvertraut hatte. Darum stand er bei ihnen mit seinem Rathe. Sie sollten sich, sagte er ihnen, aus ihrer Mitte Männer wählen, welche geschickt seien, das Predigtamt bei ihnen zu übernehmen. Und sie folgten diesem Rathe: Hiakumes ward nebst einigen andern christlichen Freunden gewählt. Unterstützt von Vater Mayhew, der 1680 entschlief, haben sie treu gearbeitet und auch über die Grenze der Insel hinaus das Evangelium zu verbreiten gesucht. *)

Doch es ist wohl Zeit, daß wir zu unserm Eliot zurückkehren, um ihn bis zu seinem seligen Ende zu begleiten.

---

*) Der Missionseifer der Mayhew's sank mit Vater Mayhew nicht in's Grab. Johann Mayhew trat in seine Fußstapfen, bis ihn Gott 1689 aus seinem gesegneten Wirkungskreise abrief. Er hinterließ acht Kinder; der älteste Sohn Experience übernahm des Vaters Amt und verwaltete es mit vielem Segen bis zum Jahre 1754. Erst im Jahre 1803 schloß sich die Reihe der Glaubensboten, welche aus der Familie Mayhew hervorgegangen sind.

Sechstes Kapitel.

Die Verwüstung. — Eliot's letzte Tage und Tod.

Denn ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben.

2 Timoth. 4. 6—8.

Eliot hat während der Zeit, in welcher Mayhew auf Martha's Weinberg das Wort Gottes gepredigt, nicht stille gesessen. Er hat, wie ein Freund sagt, seine Silberdrommete durch die Wildnisse tönen lassen und hat die Völker zu sich gerufen und um sich gesammelt. Bis zum Jahre 1674 gab es, wir wir oben schon bemerkten, vierzehn betende Indianerstädte und Dörfer. Da hatte er denn die Hände voll zu thun, zumal die Gemeinde in Roxbury den theuern Seelsorger auch dann und wann in ihrer Mitte haben wollte. Eliot verstand es, einem Jeden Handreichung zu thun in diesem oder jenem Dinge; darum war es dem außerordentlichen Manne noch möglich, auch die draußenstehenden Indianer einzuladen in das Reich des Herrn.

Du hast wohl manchmal dich gewundert, lieber Leser, wenn ich dir erzählt habe, wie alle Arbeiten Eliots mit so überaus herrlichem Erfolge gekrönt wurden. Nun, Gott hat wohl gewußt, warum er dem Eliot das gab. Wie leicht hätte der Mann müde werden können in seinem schwierigen und umfassenden Wirkungskreise; aber der Segen Gottes, welcher mit ihm war, hat ihn immer wieder aufs Neue gekräftigt und gestärkt.

Eliot sollte noch in seinem Alter in den Ofen der Trübsal geworfen werden. Zuerst gab sie ihm Gott in seiner Familie. Eliots Frau hatte ihm eine Reihe Söhne und Töchter geboren, und es war ihm eine große Erquickung, wenn er ermüdet von den Anstrengungen seiner Missionsreisen nach Roxbury in seinen lieben Familienkreis zurückkehren und dort einige Zeit zubringen konnte. Gerade in der Zeit seines Alters, wo er vielleicht mehr als je der liebenden Pflege der Seinen bedurft hätte, trat der Tod in die Mitte der Seinen. Du erinnerst dich des Gespräches, welches Eliot mit den Indianern über seine Kinder, über seine Söhne hatte. Sein innigster Wunsch, den er mit vielem Gebete seinem Gott an's Herz legte, war, daß seine fünf Söhne den Indianern Gehülfen ihrer Freude und Führer zur Seligkeit werden möchten. Was für ein Triumph war es für den alten Vater, sie für das Hirtenamt begeistert zu sehen! Eliot hatte, wie du dir denken kannst, seine Kinder in das Wort der Versöhnung gegründet: sie hatten Jesum Christum kennen gelernt und lieb gewonnen. Auch die Mutter hat dazu geholfen: sie war eine treue Dienerin des Herrn; die Kinder solcher Eltern hatten früh ihre eigene Lust am Herrn. Der Vater hatte denn nun auch die Freude, seinen ältesten Sohn zum Dienste am Wort nach Gilford berufen zu sehen. Auch den Indianern predigte er alle vierzehn Tage zu Patemitt, Naticke oder anderswo. Kaum keimte der von ihm ausgestreute Samen, als er durch den Tod aus seinem Arbeitsfelde abberufen wurde. Eliots zweiter Sohn ward sein Nachfolger, dem betrübten Vater zum Trost. Auf den dritten Sohn, Samuel, hatte der Vater große Hoffnungen gesetzt, aber auch dieser sank früh ins Grab. Noch war der Leidenskelch nicht geleert. Benjamin, der vierte hoffnungsvolle Sohn, begleitete den Vater auf seinen Missionsreisen; er predigte das Wort Gottes in treuer Liebe, und die Indianer hörten ihm gern zu. Da nahm auch ihn der Tod dahin. — Der betrübte Eliot

stand nun wieder allein in seinem großen Arbeitsfelde. Wäre er nicht voll des lebendigsten Vertrauens auf seinen Gott gewesen, dann hätte der alte Mann unter einer solchen Schmerzenslast zusammensinken müssen. „Sein Wille geschehe.“ Das Wort nur hat er in seiner Trübsal über seine Lippen kommen lassen. — Ein Mann, welcher dem Eliot in seinem Leben nahe gestanden, sagt von dieser Zeit: „Eliot's Ergebung in den Willen Gottes war sehr groß, wenn schwere Trübsale ihn betrafen, besonders als er seinen hoffnungsvollen und würdigen Söhnen, beliebten Predigern, zu ihren Gräbern folgen mußte. Er opferte sie, wie ein zweiter Abraham, mit einer so frommen Ergebung, daß Alle, die es sahen, sagten: Das vermag Niemand, ohne Gott zu fürchten. Er ertrug alle diese Prüfungen mit einer liebenswürdigen Gelassenheit und schien gar keinen eigenen Willen zu haben, so daß er sich gänzlich dem Willen seines himmlischen Vaters ergab.“ Und wenn ihn Jemand fragte, wie er doch den Tod so vortrefflicher Kinder ertragen könne, so erwiederte der fromme Glaubensbote: „Mein Wunsch war, daß sie Gott auf Erden dienen möchten; doch, wenn Er es für besser hält, daß sie Ihm im Himmel dienen, so habe ich Nichts dagegen zu sagen, — sein Wille geschehe.“

Der Verlust trefflicher Söhne war nicht das Einzige, was unserm Gottesmanne widerfuhr. Mehr als der, schmerzte es ihn, die Verwüstung sehen zu müssen, welche über den von ihm mit so hingebender Liebe fast ein halbes Jahrhundert hindurch gepflanzten Garten Gottes hereinbrach.

Der Indianerstamm der Pequots wohnte in der Nähe der durch Eliot erbauten Stadt Pakeunit. Er gehorcht einem wilden Häuptlinge Philipp. Dem war die Ausbreitung des Evangeliums unter den Indianern ein Dorn im Auge. Zu diesem Hasse, welchen er gegen das Christenthum im Herzen hatte, kam der Haß gegen die englischen Ansiedler. Eine Ge-

legenheit, seinem Zorne gegen die Fremdlinge Luft zu machen, hatte er bisher vergeblich gesucht. Er fand sie im Jahre 1674. In Pakeunit lebte unter den Indianerchristen Johann Seusoman, einer von denen, welche durch Eliot das Wort der Wahrheit kennen gelernt hatten. Aber er liebte das Evangelium nicht von ganzem Herzen; seine Liebe erkaltete und er fiel dem Heidenthume wieder zu. Da war nun seines Bleibens in Pakeunit nicht mehr: er entfloh und fand beim Häuptling Philipp freundliche Aufnahme. Seusoman konnte lesen und schreiben, daher ernannte ihn Philipp zu seinem Geheimschreiber. Hier hatte er mannigfache Gelegenheit, von seinem Fürsten die Pläne zu vernehmen, welche gegen die englischen Ansiedler ausgeführt werden sollten. Ob den Seusoman Reue über seinen Abfall vom Christenthum oder sonst Etwas dazu bewogen hat, weiß ich nicht, — genug, er machte sich auf zu den Engländern, um die Absichten seines Gebieters zu verrathen und sie auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Das hat ihm sein Leben gekostet. Denn obgleich die Engländer den Seusoman bei sich aufgenommen und zu schützen versprochen hatten, so hatte doch seine Verrätherei unter den heidnischen Indianern einen solchen Haß erregt, daß sie nicht eher ruhten, bis sie ihn getödtet hatten. Zwei Indianerhäuptlinge, welchen er in die Hände fiel, erschlugen ihn. Die englischen Ansiedler trafen die Mörder bei ihrer blutigen That; man nimmt sie gefangen; das Todesurtheil wird über sie ausgesprochen; sie werden hingerichtet. Das steigert Philipps Wuth aufs Höchste: er ist entschlossen, den Tod der Indianerhäuptlinge an den Engländern zu rächen. Durch die Waldungen der Wilden erschallt sein Aufruf zum Kampf: sie sammeln sich um ihn, zornentbrannt gegen die christlichen Fremdlinge.

In der Nähe der Stadt Pakeunit hatte Philipp mit seinen Schaaren sich gelagert. Was mußte Eliot nicht fürch-

ten, wenn Angesichts seiner Indianerstadt der Krieg losbrach? Mußte nicht Pakeunit zunächst die Rache des wilden Häuptlings fühlen? Eliot wußte das. Vergebens wandte er sich an die Engländer und bat, den Frieden doch aufrecht zu halten. Man hörte ihn nicht. Da machte er sich auf zum Indianerhäuptlinge Philipp. Er hatte ihn als Kind gekannt, als Jüngling ermahnt, wenn er in das Haus Massasoits, des Vaters, gekommen war. Die Erinnerung an jene frühere Freundschaft konnte vielleicht das Herz des jungen Indianers erweichen. Da steht denn nun der treue Greis mit seinem Angesicht voll Frieden vor dem wilden Philipp und redet zu ihm freundliche Worte der Versöhnung. Schon ist der Indianer bereit, abzulassen von seinem blutigen Vorhaben, — da entbrennt von Neuem sein Zorn; sein Entschluß steht fest, den begonnenen Rachezug auszukämpfen. Eliot mußte von ihm scheiden, ohne mehr erlangt zu haben als das Versprechen, daß er der christlichen Indianerstädte schonen wolle. Aber was war das? Konnte der Häuptling die erwachten wilden Leidenschaften seiner Indianerhorden zügeln? So viel Macht hatte er nicht über die Seinen. So mußte denn Eliot sehen, wie der böse Feind in die Pflanzungen Gottes verheerend und verwüstend eindrang. Das aber hat noch seinen großen Schmerz vergrößert, daß er erleben mußte, wie auch bei den Indianern, welche bereits ihrer wilden Sitte entsagt hatten, die alten Leidenschaften losbrachen, wie die, welche er seine Freunde nannte, ihre friedlichen Wohnungen verließen, um in dem Heere der Wilden ihre Dienste zu nehmen. O, der alte böse Feind hat damals Viele von Neuem in die Stricke des Heidenthumes gezogen.

Nachdem die Felder um Pakeunit verwüstet und ihre Früchte ein Raub der Flammen geworden waren, zog sich Philipp in seine wilden Waldungen zurück. Dahin folgten ihm die englischen Krieger unter ihrem Anführer Winslow. Es

kam zu blutigem Kampfe. Die Indianer boten ihre letzte Macht gegen ihre Feinde auf. Aber umsonst. Mehr als ihrer Tausend waren durch die englischen Schwerter gefallen. Philipp konnte sich nicht länger halten. Er floh, nachdem er sich bis aufs Aeußerste vertheidigt hatte.

Ich will dir, lieber Leser, nicht von den blutigen Scenen des Krieges erzählen; du möchtest sie ungern in einem Buche finden, das von einem Friedensboten berichten will. Aber das muß ich erwähnen, daß zwei von den christlichen Indianerstädten, welche Eliot erbaut hatte, in Schutt und in Asche lagen. Concord, die zweite Missionsstadt Nordamerika's, gehörte dazu. Ihre Häuser lagen in Trümmern; ihre Einwohner mußten nackt und bloß ohne Obdach in der Kälte des Winters umherirren. Viele von ihnen haben die Zeit des Friedens nicht wieder erlebt; sie fanden in den unwirthlichen Waldungen oder durch das Schwert lauernder Feinde ihren Tod. Was muß der Anblick jener Schutthaufen dem Eliot gewesen sein!

Aber das Maaß der Leiden und Schmerzen war noch nicht voll. Philipp hat sich von seiner Niederlage erholt. Er hat sich mit benachbarten Indianerstämmen verbündet, die ihm muthig in den Kampf folgen. Mit neuem Heere, mit neuer Kraft, mit neuem Muthe steht er den Engländern gegenüber. Die Schlacht entbrennt. Er muß abermals fliehen. Verfolgt findet der wilde Häuptling auf der Flucht seinen Tod. Der Krieg ist beendigt, der Friede kehrt wieder, aber wie theuer ist der erkauft. Von den vierzehn christlichen Indianerstädten Eliots liegen zehn in Trümmern; die vier übrigen sind mehr oder weniger zerstört. Viele ihrer ehemaligen Bewohner waren wieder zum Heidenthume zurückgekehrt, die besten und theuersten Freunde Eliots waren gefallen. — Eliot trauerte, aber er trauerte nicht, wie jene, welche keine Hoffnung haben; er trauerte, wie ein Christ. „Sein Wille geschehe."

Darum war es ihm auch möglich, den verwüsteten Weinberg von Neuem im Glauben und in der Liebe zu bauen und zu pflanzen. Ob's ihm auch manchmal schwer wurde, — er zählte über siebenzig Jahre, — ob sein zerfallender Körper auch oft den Dienst ihm versagte, so hat er dennoch in Treue gewirkt, so lange es für ihn Tag war. Sein Geist war der eines Jünglings; er predigte, wie vordem, das Evangelium von Jesu Christo in jugendlicher Begeisterung. Und der Herr bekannte sich mit neuem Segen zu dem Worte, das aus dem Munde seines Knechtes ging. Sieben Städte erhoben sich wieder aus dem Aschenhaufen. An die Stelle früherer theils getödteter, theils abgefallener Freunde waren neue Seelen getreten, welche der Hunger nach dem göttlichen Worte trieb. Eliots Herz ward wieder fröhlich: er konnte dem Herrn danken für das, was er durch Seine Kraft gewirkt. „Das Werk des Herrn," so schreibt er in dieser Zeit an einen Freund, „scheint mir von Neuem wieder aufzuleben. Viele Gemeinden der Bekenner Christi sind in Bewegung, sich zu einer bestimmten Kirche zu vereinigen, wo sie den Sabbath genau beobachten; und außerdem versammeln wir und rufen alle diejenigen auf, welche geneigt sind, Jesum Christum zu bekennen und ihre Seligkeit durch ihn zu suchen. Was andere Dinge betrifft, unsere erlittenen Verluste, und was uns sonst widerfahren, übergebe ich mit Stillschweigen. Mein Gebet zu Gott aber ist Jes. 1, 25, 26: „so thue, o Herr."

Eliot konnte von jetzt an nur alle zwei Monate seinen lieben Indianern predigen. Es fehlte ihm nicht an Eifer; die Schwäche des Leibes hat ihn daheim gehalten. Seine Kräfte waren im Dienste des Herrn verzehrt. „Ich wundere mich," pflegte er zu sagen, „wozu der Herr Jesus mich noch länger leben läßt; er weiß ja doch, daß ich Nichts mehr für ihn thun mag."

Noch aber hielt ihn der treue Hüter Israels in seinem Weinberge zurück. Es giebt im Reiche Gottes Männer,

welche durch ihre bloße Gegenwart, durch ihre bloße äußere Erscheinung auf ihre Umgebungen zu wirken vermögen. Ein solcher Mann war Eliot.

Er hatte die Gemeinde in Rorbury wiederholentlich gebeten, ihn aus ihrem Dienste zu entlassen. Sie aber hing, wie du weißt, mit dem Herzen so an ihm, daß sie ihn nicht lassen wollte. Eliot erneuerte seinen früheren Wunsch: die Gemeinde konnte ihn nicht unerfüllt lassen. Ein trefflicher junger Mann, Walter, welcher den Herrn Jesum kannte und liebte, ward von der Gemeinde zum Gehülfen und Nachfolger des greisen Predigers erwählt. Wie fröhlich ward Eliot, da er nun die letzte Kraft, die er hatte, dem Missionswerke unter den Indianern widmen konnte! Allein auch in diese Freude mischte der Herr das Thränenbrod. Im Reiche Gottes gilt die Regel: aus der Tiefe in die Höhe. Eliot, der Greis, hat sie in reichem Maaße kennen gelernt.

Wir haben oben erzählt, welche tiefen Wunden dem Vaterherzen geschlagen wurden, als der Tod seine hoffnungsvollen Söhne dahin nahm. Jene Schmerzenstage hat sein treues Weib ihm tragen helfen. Diese Gattin hatte ihm ein halbes Jahrhundert lang zur Seite gestanden, und Eliot hoffte, er werde mit ihr zugleich von dieser Erde scheiden. Des Herrn Wege gehen auf tiefen Wassern. Er stellte den theueren 83jährigen Greis an das Grab seiner Lebensgefährtin. Die letzte Kraft des Glaubensboten brach bei diesem Verluste zusammen. „Da liegt mein theueres, erfahrenes, gläubiges Weib," rief Eliot weinend an ihrem Sarge, „sie kann nicht zu mir heimkehren, aber ich werde zu ihr gehen; ja, das werde ich. Amen." — Die übrigen Tage seines Lebens waren nur noch ein Harren auf den Wink seines Heilandes. Eliot hatte sein Haus bestellt. Er wußte, an wen er glaubte. Darum war ihm der Tod eine Pforte zur ewigen Heimath. „Ich bin auf dem Heimwege," schrieb er an seinen Freund Robert Boyle. Und

nicht lange nachher sprach er im Freundeskreise die Worte: „Ich werde nun bald in den Himmel kommen und viele Neuigkeiten dorthin mitbringen. Ich werde den alten Begründern von Neu-England, das jetzt im Flor steht, gute Nachrichten bringen und ihnen erzählen, daß jetzt bei uns das Werk der Kirchengründung eifrig betrieben wird, und daß die Zahl der Kirchen immerfort wächst, indem täglich welche hinzukommen, die selig werden wollen."

Im Anfange des Jahres 1690 kehrte Eliot von einem Besuche bei seinen Indianern nach Roxbury zurück. Er sollte fortan sein Haus nicht mehr verlassen. Seine Schwäche nahm so zu, daß er nicht mehr gehen konnte. Nun, lieber Leser, du meinst gewiß, wenn Jemand 85 Jahre alt geworden ist und wenn ihn die Schwäche des Alters dahinwirft, dann dürfe er seinem Körper wohl Ruhe gönnen. Eliot dachte nicht so. Noch sorgte er, daß welche hinzukämen, welche selig würden. Konnte er nicht mehr zu den Heiden gehen, so ließ er sie nun zu sich in seine Wohnung kommen. Er versammelte die Negersclaven der englischen Kolonisten um sich und predigte diesen Unglücklichen den Durchbrecher aller Bande. Manchem Heiden ist da das Herz aufgegangen.

Zu der Schwäche des Greisenalters gesellte sich nach kurzer Zeit ein heftiges Fieber. Es warf den treuen Arbeiter aufs Krankenbett. Auch das hat noch zur Ehre des Heilandes gedient: ein blinder Negerknabe, welchen Eliot in sein Haus aufgenommen hatte, fand hier das Licht der Welt.

Ruhig und getrost ging Eliot seinem letzten Stündlein entgegen. Eines Tages besuchte ihn sein Freund Walter. Der Kranke fürchtete, man möge ihn durch Gebete für sein Leben in diesem Thale der Schmerzen zurückhalten wollen. „Bruder," sagte er, „Du bist mir von ganzer Seele willkommen; aber ich bitte dich, gieb Dir keine Mühe weiter um mich und thue mir die Liebe und laß mich scheiden." Als man ihn nach

seinem Befinden fragte, so antwortete er: „Ach! ich habe Alles verloren, — die Gedanken verlassen mich, — mein Gedächtniß wird mir untreu, — die Sprache fehlt mir — doch, Gott sei Dank! meine Liebe hält immer noch aus, und ich bemerke, daß sie, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt." — Noch einmal zog an seiner Seele sein großes Werk vorüber. Aber wie klein und gering dachte er von seinem Dienste. „Der Herr," rief er aus, „möge das Werk von Neuem beleben und segnen, und verleihen, daß es fortlebe, wenn ich todt bin. Es ist ein Werk, an dem ich viel und lange gearbeitet habe; doch, was habe ich gesagt! ich nehme das Wort zurück. — Meine Arbeiten! ach, die sind armselig gewesen und geringe und schwach, und ich bin der, welcher den ersten Stein auf sie wirft."

„Der Tod soll mir sein," sagte er dann, „wie der Schlaf dem Müden. Der Herr, dem ich achtzig Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O, komm in deiner Herrlichkeit! Lange habe ich auf dich gewartet. Willkommen, Herr, willkommen." Das sind seine letzten Worte gewesen. Als er das gesagt, lag er, eine Leiche, auf dem Todtenbette.

Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Droben soll in Salems Höhen,
Wo der Tempel Gottes prangt,
Als ein Grund und Pfeiler stehen,
Wer den Siegeskranz erlangt.
Wessen Streiter er gewesen,
Dessen Namen wird man hell
Dann auf freier Stirne lesen:
Zion! Gott! Immanuel!

Droben sind unzähl'ge Namen,
Palmenträger, weiß gekleid't,

Die aus großer Trübsal kamen,
Und nun singen sie erfreut:
Heil sei Gott und unserm Lamme,
Das in Gnaden uns erwählt,
Und aus jedem Volk und Stamme,
Uns die Seinen zugezählt!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vormbaum, Reinhold

Evangelische Missionsgeschichte in Biographien

Bd.: 1,1

Düsseldorf 1849

H.ref. 375 t-1,1/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10450688-8